

MP

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

Führer  
ins Leben

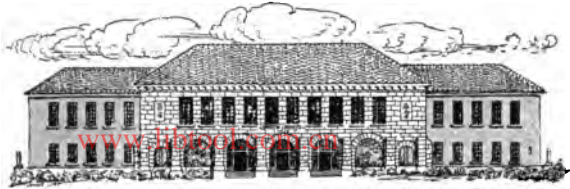
Berthold Otto

Kindesmundart

370.21  
0 91

57

2.80



**SCHOOL OF EDUCATION  
LIBRARY**



**LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY**

1/88



[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

---

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

# Führer ins Leben:

Band 1

**MP**

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

# Führer ins Leben

Eine Sammlung von Schriften zur  
Einführung in eine tiefgründige, ver-  
ständnisvolle Erziehung der Jugend

---

Herausgegeben von **Wilhelmine Mohr**

Berlin W. 30

Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

Berthold Otto

# Kindesmundart

Verlag  
Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag  
Berlin

Berlin 1908

Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag

W. Nees

www.libtool.com.cn

134006

©

---

Alle Rechte vorbehalten

Published Juni 30 1908. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3. 1905 by Modern-Pädagogischer u. Psychologischer Verlag, Berlin W. 30

---

Y...A...U...  
R...O...P...L...G...O...H...A...P...O...N...A...R...I...  
Y...T...S...E...V...I...U...S



## Ein Wort zum „Führer ins Leben“ und zur „Kindermundart“.

Ein „Führer ins Leben“. Jedes einzelne Bändchen wird diesem Titel durch Behandlung von Fragen, die noch mehr oder minder der Lösung harren, gerecht zu werden versuchen.

Mit dem „Führer ins Leben“ ist ein Zentralorgan geschaffen, in dem nicht allein der Berufserzieher alle drängenden Fragen einer im besten Sinne modernen Jugendkultur erörtert findet, sondern aus dem auch der Laie holen kann, was ihm grade von der Jugendsache am Herzen liegt.

Aus diesem Doppelzweck einer im Grunde einheitlichen Idee ergab sich nun auch die Frage, ob etwa die Einzelbändchen der Serie durch eine gemeinsame Richtungslinie zu verbinden — was ja wohl im eigentlichen Sinne pädagogisch genannt werden könnte — oder ob jeder Themenbehandlung freie Bahn zu geben sei. Für das letzte entschieden zwei Momente: Der „Führer ins Leben“ sollte keine Abonnementenschrift werden. Es durfte also dem Leser eines Bändchens kein Vor- oder Nachglied fehlen, ohne das

die Einzelercheinung für ihn in gewissem Sinne wertlos wurde. Der Fülle der Themen gegenüber aber mußte sich auch die Überzeugung aufdrängen, daß an einem verbindenden Grundgedanken die Individualität jedes einzelnen Autors scheitern mußte.

Das geht allenfalls noch in einem Sammelwerke, in dem jeder Artikel kleineren Umfanges ist, und auch da ist die Idee, wenn sie nicht rein äußerlich in der Titelfolge auftreten soll, nicht nur trügerisch, sondern auch hemmend. So viele Geister, so viele Individualitäten, so viele feine Nuanzierungen der Sachlichkeit und der Liebe für das Werk. Individuelles Wissen und Liebe für die Jugend, das sind die Leitlinien des „Führers ins Leben“. — Ihnen soll jedes einzelne Bändchen, unbekümmert seines Vor- und seines Nachfolgers, genügen.

Individuelles Wissen und Liebe für die Jugend.

Es wird viel von Liebe gesprochen und von Liebe — gedruckt im Jahrhundert des Kindes. Dem aufmerksamen Beobachter wird nicht entgehen, daß diese gewiß nicht geheuchelte Liebe mehr der Kind-Erforschung, als dem Kind-Individuum gilt. Wie so viele für die Menschheit glühen, und dem Einzelnen gegenüber versagen. Das Kind als Gattung hält jetzt die Welt in Atem, aber das Kind als Individuum darbt noch vielfach in seinem Geistes- und in seinem Körperrecht.

Von einem nun, der das Kind-Individuum liebt, stammt die vorliegende Schrift über „Kindermundart“: Berthold Otto, dessen Hauslehrerschule in Gr.-Lichterfelde

von Professor Ludwig Gurlitt die „seltsamste“ Schule der Welt genannt wurde. Seltsam, denn die Schüler dieser Schule sind zugleich auch die eigenen Lehrer. Und Berthold Otto lernt selber mit. Denn die Kinder haben unbeschränktes Fragerecht. Fragen der Kinder heißen Hilfe. Und ihnen so zu helfen, „wie sie es selber wünschen,“ das ist Berthold Ottos ganzes pädagogisches System. Und das ist der Menschengüte eigentlicher Kern.

Wie er das erkannt hat, da war ihm der Weg zur „Kindermundart“ offen. Und rief ihn, wie den Künstler zum Werk.

Wie der Körper des Kindes wächst, ohne daß man sich erkühnt, in die Gesetze seines Wachstums einzugreifen, so bildet sich die Sprache des Kindes nach unverrückbaren Gesetzen seines Geistes und seiner Seele.

Das Kind ist kein Erbe, sondern ein Neuschöpfer der Sprache. Das zeigt sich am besten darin, daß das Kind all das, was es wirklich versteht, auch irgendwie gestalten kann.

Hier kommt Otto den Theorien entgegen, die empfehlen, das Kind Erinnerungsbilder nach dem Gehörten, Gelesenen, Geschauten zeichnen zu lassen. Ein jedes Kind gibt das Gleiche in ganz anderen Bildern wieder, also selbstschaffend.

Wie ein Kind gerade spricht, so ist seine Sprache am richtigsten. Das Kind verstehen wollen, heißt zu ihm kommen, in sein eigen Lebensreich, oder wie Jesu es so wundervoll ausgesprochen hat: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.“

Otto bestreitet die landläufige Annahme, daß das Verständnis des Kindes weit über sein Sprachvermögen hinausgeht. Eine Annahme, die bequem ist und den Erwachsenen ein Eindringen in die Kindesseele erspart.

Wenn Kinder nicht verstehen. Wenn der Erwachsene sich ehrlich das eingesteht. Wenn er dann versucht, seine Sprache und seine Vorstellung nach der Vorstellung des Kindes zu formen, so muß er zur Kindermundart gelangen. „Und in naher Zukunft wird sich niemand Pädagoge nennen dürfen, der nicht die Kindermundart beherrscht.“

Welches Lebensrecht hat denn das Kind, wenn nicht das Recht auf seine Sprache? Und meint man denn, daß die Sprache des Kindes etwas ihm Zufälliges ist? Sieht man, fühlt man denn nicht, daß sie immer der Vorstellung entspricht, die das Kind gerade hat? Und daß mit der Vorstellung und dem Worte der ganze Körper des Kindes, im Krampfe fast, mitspricht?

Das Kind gestaltet. Und die Kindermundart ist seine Gestaltungsform. Nimmt man ihm diese, so nimmt man ihm alles. Man schlägt das Lebendige einfach tot.

Und mit demselben Literatur-Sprachendünkel schlägt man das Schöpferische nicht allein im Kinde tot. Nein, die Sprache des „Gebildeten“ ist die Schranke zwischen ihm und noch vielen anderen „einfachen Leuten“, die nicht akademisch gebildet sind.

Der Mensch und der Psychologe Otto — die wissenschaftliche Würdigung ziemt der Herausgeberin nicht

— haben vor allem den Weg zur Kindermundart gefunden. Unter welchem Ringen, das erzählt er selber schlicht und eindringlich in diesen Blättern.

Nur auf eins sei noch hingewiesen.

In einem Kindesalter, in dem die Menschen gewöhnlich schon ein intellektuelles Verständnis, des noch nicht sprechenden Kindes z. B., annehmen, nimmt Otto nur eine Wirkung des Wortklanges, des Musikalischen der Sprechsprache an. Darin liegt also das durch die Schriftsprache nicht Wiederzugebende, das eigentliche Fließende, Harmonische der Sprechsprache, so wie sie aus jedem Munde, aus jeder Familie, jedem Dorfe und jedem Lande klingt. Also auch da selbst-schöpferisch, im Klang der Sprache. Und wir kommen so zum Genuß der Klangfarbe, des eigentlichen Tones, des Musikalischen in jedes Menschen Sprache. Und wenn wir durch die Literatursprache, als der eigentlichen Blüte der Sprache, nicht zu weit von diesem Wege gedrängt worden wären, so hätten wir eine Blüte der Sprechsprache. Ein viel tiefer greifendes Verständigungsmittel von Mensch zu Mensch. Und wir trügen nicht nur von den Wenigen der engsten Familie, oft auch von diesen nicht, einen wohlbekannten, „trauten“ Klang im Ohr. Wie es heute liegt, empfinden wir oft die Sprache des anderen, vielleicht Ortsfremden, als etwas uns Feindliches, zumindest als etwas, dem wir überlegen sind.

So gelangt man mit Otto, von der Kindermundart zum Sprachganzen und von dem Kinde zum Menschheitganzen.

Darum auch schreibt Otto ein Ichbuch. Denn er, der das Ichrecht schon des kleinsten Kindes achtet — verlangt er doch Erfahrung und Verständnis des Pädagogen für jedes Kindesalter, er kann das eigene Ich von dem Ich dieses Kindes — nicht trennen. Sie verschmelzen bei ihm in eins. Und wenn er „Ich“ sagt, so spricht das andere Kinder-Ich mit.

Er macht das Heilandwort wahr: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen“.

Ins Himmelreich der Sprache.

Die Herausgeberin.

I.

**Was es überhaupt mit Mundarten auf sich hat  
und inwiefern man an ihnen Zeit-, Orts-  
und Altersunterschiede machen kann.**

In das Gebiet der Kindermundart kann man auf zwei Wegen gelangen. Beide sind gerade neuerdings eifrig gebahnt und gangbar gemacht. Auf dem einen kommt man vom Kinde her. Wir leben, wie jedermanniglich bekannt ist, im Jahrhundert des Kindes. Die einen sagen das im Spott, die andern im Ernst. Und wer will bei schwierigen Dingen entscheiden, ob der Spott oder der Ernst mehr berechtigt ist! Jedenfalls wird das Recht des Kindes so eifrig verfochten wie seit mehr als hundert Jahren nicht mehr. Und wenn auch die altgewordenen Lobredner ihrer eigenen Blütezeit gar ernst sich den vielfach frevelhaft erscheinenden Forderungen der Kindheitsvorkämpfer widersetzen, so scheint die Öffentlichkeit doch mehr und mehr geneigt, der Kindheit das größere Recht zuzugestehen. Die Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt mdgen einen Maßstab dafür abgeben.

In vielen Jahrzehnten vorher sind nicht so viele Bücher über die Kindheit gedruckt worden wie in dem letzten. Das ist nur dadurch möglich, daß jeder, der etwas Ernstes und Wichtiges über die Kindheit zu sagen hat, der Aufmerksamkeit vieler Leser sicher ist. So könnte man also von allgemeinen Betrachtungen über die Kindheit her sehr gut an die Kindermundart gelangen und wäre sicher, daß einem Leser genug auf diesem Wege folgten.

Der andere Weg aber kommt von der Sprache und der Mundart her. Und das ist ein schon längere Zeit bebautes und wohlkultiviertes Feld, auf dem es also gar mancherlei Wege gibt. Die Sprachwissenschaft, so wie sie jetzt betrieben wird, ist etliche Jahrzehnte älter als die neue Wissenschaft vom Kinde, und darum erfreut sie sich namentlich in der gelehrten Welt eines größeren Ansehens. Denn die gelehrte Welt ist in geistigen Dingen nicht gerade immer ihren Zeitgenossen voraus. Sie betrachtet es im allgemeinen mehr als ihre Aufgabe, die vorhandenen Wahrheiten und Gedanken zu rubrizieren und zu ordnen, als neue Wahrheiten zu finden und Gedanken hervorzubringen.

Die Sprachwissenschaft im neueren Sinne des Wortes ist allerdings auch kaum ein Jahrhundert alt, obwohl man Sprachwissenschaft ja schon seit Jahrtausenden getrieben hat. Ja das, was auf unseren öffentlichen Schulen heutzutage als Sprachwissenschaft getrieben wird, das hat eigentlich mit der neueren Sprachwissenschaft noch wenig zu tun und entstammt noch dem, was vor zweitausend und mehr Jahren auf diesen Gebieten gefunden und geleistet worden



ist. Die lateinische Grammatik, die noch immer das Grundgerüst des ganzen grammatikalischen Lehrbetriebes ist, stammt etwa aus der Zeit von Christi Geburt. Die gesunden und belebenden Grundgedanken sind sogar noch einige Jahrhunderte älter und entstammen wie viele andere geistige Werte dem Griechentum. Die Römer haben es — wiederum wie vieles andere — zu bestimmten praktischen Zwecken handlich zurecht gemacht und vor allen Dingen mit bewunderungswürdiger Folgerichtigkeit nach allen Richtungen hin durchdacht und haben damit einen Gedankenbau aufgeführt, der, wie gesagt, noch heute trotz aller Widerstände und trotzdem daß wir seit fast hundert Jahren eine andere, wirkliche Sprachwissenschaft haben, unsere Schulen beherrscht.

Diesem Gedankensystem ist aber eigentlich der Begriff der *Mundart* fremd.

Die Griechen freilich kannten ihn wohl. Das sehr gebräuchliche Fremdwort, dessen wir uns für *Mundart* noch sehr vielfach bedienen, das Wort *Dialekt*, ist bekanntlich griechisch. Und es heißt so viel wie „Unterredungsart“, bezieht sich also auch wie unser Wort *Mundart* auf die gesprochene Sprache.

Ja, ist es nun aber bei einer Sprache nicht selbstverständlich, daß sie gesprochen wird? Sagt das nicht schon das Wort *Sprache*? Was kann es sonst überall mit der Sprache auf sich haben, und inwiefern kann es etwas Besonderes sein, wenn man innerhalb der Sprache, der Sprachwissenschaft von *Dialekt* oder *Mundart* redet?

Und doch ist es so. Sogar im Bewußtsein und in der

Überzeugung von reichlich neunzig Prozent meiner verehrten Leser auch. Uns allen erscheint als die Blüte der Sprache die Literatur. Ja, es erscheint uns eigentlich so, daß die Sprache nur um der Bücher willen da sei. Jedenfalls, daß sie sich in höchster Vollkommenheit nur in den Büchern kundgebe, so daß man vor noch nicht gar zu langer Zeit allgemein überzeugt war, in rechter Weise könne man eine Sprache, welche es auch immer sein möge, nur aus Büchern erlernen.

Diese letzte Meinung steht nicht mehr so ganz fest, wie sie vor zwanzig Jahren stand. Desto fester steht noch die andere Meinung, daß die höchste und edelste Sprache, die, zu der wir uns selbst und unsere Kinder emporheben müßten, oder genauer gesprochen, nach deren Muster wir unsere und unserer Kinder Sprache bilden müßten, die der Bücher, die Literatursprache sei. Die Bücher sind die Urkraft, das Ursprüngliche, das Treibende in der Sprache. Und das fängt schon bei den kleinsten Bestandteilen an, aus denen die Bücher zusammengesetzt sind; das sind die Buchstaben. Jedermann weiß, daß man, um eine Sprache zu lernen, zunächst lernen müsse, wie die Buchstaben ausgesprochen werden! Kein Mensch findet an dieser Formulierung etwas auszusetzen, und doch ist es wohl die tollste Umkehrung, die jemals gemacht worden ist, so toll, daß es kaum möglich ist, auf irgendeinem anderen Gebiet eine Analogie zu finden. Man müßte etwa sagen, der Gärtner habe zu lernen, wie er die Abbildungen der botanischen Lehrbücher in lebendige Pflanzen umzusetzen

habe, dann hätte man auf botanischem Gebiet dieselbe Umkehrung ~~der Wirklichkeit~~, die wir auf sprachlichem Gebiet ohne weiteres als selbstverständlich hinnehmen.

In Wirklichkeit aber besteht die Sprache nicht aus Buchstaben, sondern aus Lauten. Und die Buchstaben sind konventionelle Zeichen, durch die man versucht, andere an die Laute zu erinnern, aus denen bestimmte Wortklänge zusammengesetzt sind. Ja, die Versuche sind sehr unzulänglich; die Buchstaben sind sehr unvollkommene Bezeichnungen der Laute. Das weiß jetzt jeder, der sich auch nur mit den Anfängen der Sprachwissenschaft beschäftigt hat; also zum mindesten sollte man jetzt überall die Formulierung hören, daß man zu lernen habe, welche verschiedenen Laute mit diesem oder jenem Buchstaben unter Umständen gemeint wären. Dennoch aber, trotzdem die Sprachwissenschaft schon hundert Jahre alt ist, hört man doch fast nie diese richtige, sondern immer noch die absurde Formulierung, daß die Buchstaben ausgesprochen werden.

Es ist nicht überflüssig, über diese Dinge etwas ausführlicher zu sprechen. Denn gerade hier ist die Quelle alles Widerstandes gegen die Schätzung der Mundarten überhaupt. Unser großes Lesepublikum sieht das, was über Mundarten gesprochen wird, durchaus nicht mit den Augen der neueren Sprachwissenschaft, sondern durchaus noch in der Weise an, wie es in der Jahrtausende alten und veralteten Schulwissenschaft gelehrt worden ist. Und in dieser gibt es keine Mundarten, sondern nur Schreibarten.

Die Sache hat für die Völker der Neuzeit noch eine

ganz besondere historische Bedeutung. Wir haben uns wirklich erst mit großer Mühe aus der Herrschaft einer Literatur und mannigfaltiger Schreibarten befreien müssen, um einigermassen für die Mundart freie Bahn zu schaffen. Wir haben Jahrhunderte lang in den Banden einer fremden Sprache gelegen, die doch weder bei uns, noch in slawischen, französischen oder englischen Ländern jemals Muttersprache geworden ist, sondern immer nur Mönchs- und Gelehrtensprache geblieben ist. Unsere Anbetung der Literatur stammt unzweifelhaft her von der Anbetung der lateinischen Sprache. Das Wort Anbetung ist dabei wirklich nicht zu stark. Im Mittelalter gab ja die lateinische Sprache alles das, was den Menschen heilig und anbetungswürdig erschien. Es war die offizielle Kirchensprache. Und als dann der Humanismus ganz kurz vor Luthers Zeit dieser Sprache eine ganz andere und besondere Sorgfalt zuwandte, da wurde eigentlich nur das Ziel der Anbetung geändert; die Anbetung selbst änderte sich nicht. Sie richtete sich nur auf die neu entdeckte Schönheit der klassischen lateinischen und später auch der griechischen Sprache. Die Art und Weise wie die Literaturwerke dieser Sprachen zum Teil auch noch heutzutage in den Schulen behandelt werden, ist von einer religiösen Verehrung kaum auch nur graduell verschieden. Der unglückliche Gymnasiast, der irgendeinen Frevel gegen den Geist Ciceros oder gar eines klassischen Tragikers begeht, erscheint dem tüchtigen Philologen doch vielfach noch mit ebenso schwerer Sünde belastet, wie im Mittelalter der, der gegen irgendwelche kirchliche Sagung verstieß. Ja,

jeder der ein Gymnasium durchgemacht hat, empfindet im Grunde seines Herzens noch genau ebenso. Man denke sich einen Frevel, der ut consequitivum mit dem Indikativ verbindet! Müssen wir uns nicht immer mit einer gewissen Gewaltfameit dagegen auflehnen, daß wir diesen Frevel nicht als schlimmer empfinden als eine Unbotmäßigkeit, ja selbst eine Unredlichkeit?

Und doch müssen wir alle solchen Gefühle gründlich und vollständig abtun, wenn wir uns überhaupt klar machen wollen, was Mundarten sind. Davon sind wir alle oder doch etliche neunzig Prozent von uns noch weit entfernt.

Es kam dann eine Zeit, in der man versuchte, der deutschen Sprache eine Art von Gleichberechtigung mit der lateinischen zu geben. Ja, das gab eine furchtbare Aufregung. Das Deutsche war eine gemeine, eine pöbelhafte Sprache, eine Sprache der Gasse, der schlechten, unstudierten Menschen, eine Sprache, deren gebildete und studierte Leute sich zu schämen hatten. So wurde es damals angesehen. Und noch bis in unsere Zeit hinein gab es einzelne Ausläufer dieser Gesinnung. Ich habe selbst noch einen hochgebildeten Herrn, Doktor mehrerer Fakultäten, kennen gelernt, der von einer Verrohung unserer Gelehrten sitten sprach, die Thomasius verschuldet habe. Thomasius war der Erste, der es wagte, sogar auf dem geheiligten Universitätskatheder die profane deutsche Sprache zu gebrauchen.

Aber schon lange vor Thomasius, der selbst zu seinen

Lebzeiten diesen Vorwurf sehr viel kräftiger zu hören bekam, hat Luther noch Schlimmeres hören müssen ob seines tollkühnen Unterfangens, sogar die Heilige Schrift selbst in diese gemeine und niedere deutsche Sprache zu übertragen. Über Luthers Sprache denken wir jetzt etwas anders. Sie ist derb, ja mitunter erschreckend derb für unsere Nerven, und doch wird kaum jemand heutzutage wagen, sie gemein und pöbelhaft zu nennen. In ihr haben wir sicherlich mehr Mundart als Schreibart.

Und doch knüpft sich grade an Luthers Namen eigentlich alles das, was wir jetzt als deutsche Literatur ansehen. In jeder Literaturgeschichte lernt man, daß durch Luthers Bibelübersetzung die hochdeutsche Sprache zur deutschen Literatursprache geworden sei. Und aus derselben deutschen Literaturgeschichte weiß jedermann, daß daraufhin eine deutsche Literatur, und in dieser sogar eine klassische Literatur erwachsen ist, der wir dann allerdings nach Überwindung sehr vieler Widerstände schließlich doch dieselbe Verehrung entgegenbringen, die wir für Literaturen nun einmal in den Schulen nötig haben. Freilich kann man bei allen unseren klassischen Dichtern die Wurzel zurück bis in die Mundart verfolgen. Schillers und besonders Goethes erste Schriften sind noch so kräftig mundartlich, daß sie zu ihrer Zeit auch wirklich gebührendermaßen den Abscheu aller Menschen von feinerem Literaturgeschmack erregten. Jetzt freilich, wo auch diese Jugendwerke schon über hundert Jahre gedruckt sind, gehören auch sie zur verehrungswürdigsten Literatur, und der Abscheu literarisch gebildeter

Menschen richtet sich wie billig jetzt gegen solche Leute, die daran irgend etwas zu mäkeln finden.

Immerhin war das Aufkommen einer deutschen Literatur schon ein gewaltiger Sieg der Mundart, also der wirklich gesprochenen Sprache, über die tote Schriftsprache. Nur daß jede Mundart, die Literatur wird, wieder in die Gefahr kommt, zur reinen Schriftsprache abzusterven. Aber wenn man die Mundart irgendwann einmal anerkannt hat, dann werden abgestorbene Zweige immer gleich durch neue Triebe ersetzt. Und das ist wirklich die Geschichte der deutschen Sprache in den letzten Jahrhunderten.

Im vorigen Jahrhundert haben wir eine ganz ähnliche Sache wieder durchlebt, wie es früher bei der Einführung des Deutschen in die Gelehrtensprache geschehen war. Das vorige Jahrhundert hat eine große Menge von landschaftlichen Mundarten in die Literatur eingeführt. Und wieder kam genau derselbe Widerstand; ja, es wurden fast dieselben Wendungen, dieselben Schimpfwörter wiederholt, die erst schon gegen die Einführung der deutschen Sprache geschleudert worden waren. Allgemein bekannt ist, wie Friz Reuter darunter zu leiden hatte, und wie grimmig er sich dagegen wehrte. Er selbst hat diesem Streit ein literarisches Denkmal gesetzt in dem Gespräch des Konrektors Apinus mit dem poetischen Advokaten Kägebein. (Dörchlüchting, Kapitel 3.) Der Konrektor hat gegen die „allamodischen Poeten“, zu denen Kägebein gehört, ein plattdeutsches Scherzgedicht zitiert, und Kägebein antwortet darauf entsezt:

„Aber, bester Obner, das ist ja unser gewöhnliches Plattdeutsch.“ — „Na, un worüm nich?“ — „Ja, ich weiß das wohl, daß Sie — und es wird von Ihren vielen Freunden sehr bedauert — sich gleichsam in die gemeine, plattdeutsche Sprache verliebt haben und ihr den Vorzug für die gebildete hochdeutsche geben.“ — „So? Na, denn seggen Sei man mine velen Fränn', dorüm süllen sei sück man kein grise Hor wassen laten, segg ick, dor had ick minen Grund dortau, hadd ick seggt. — Glöwen Sei denn nich, dat, wenn ick as en Sachs hir ankamen bün, un hadd kein Plattdütsch lihrt, dat mine Schülers nich up Plattdütsch allerlei verfluchten Spißbl mit mi dremen hadden? — Un denn, mdt ick Sei seggen, is dat Plattdütsch mi vel leiver, as dat fine Hochdütsch, wat Sei schriwen.“ — „Es ist eine gemeine Sprache,“ rep Kägebein, de nu ok hizig würd — de oll Konrekter was 't all lang' — „es läßt sich in ihr kein einziger feiner poetischer Gedanke ausdrücken.“ — „Dat sall sei ok nich“, rep de Konrekter un slog up de Disch, „dortau is sei tau ihrlich.“

Neuter blieb damals Sieger im Kampf. Er schuf in seiner landschaftlichen Mundart eine Literatur, die weit über die Grenzen, innerhalb deren sie gesprochen wird, nicht nur Anerkennung fand, sondern Begeisterung erregte. Und noch heute lesen Tausende von Leuten den Neuter, die keine drei Sätze seiner Mundart richtig aussprechen können. Da ist also wieder Mundart offensichtlich zur Literatur geworden.



Aber der Widerstand gegen die landschaftlichen Mundarten war damit noch keineswegs gebrochen. Gegen neu in der Literatur erscheinende Mundarten erhob er sich von neuem; ja, gegen jedes Werk, das in eine neue Literaturgattung einbrach, kam er ebenfalls wieder. Nachdem man sich schon jahrzehntelang Holteis schlesische Mundart in Gedichten hatte gefallen lassen, kam es doch noch zu einem sehr ernstern Widerspruch, als dieselbe Mundart in einem Drama Gerhart Hauptmanns die Bühne erobern wollte. Die Literatur gleicht einer exklusiven Gesellschaftskaste, die das Eindringen eines jeden neuen Elements sehr unliebsam vermerkt. Solche Gesellschaftskasten hat es zu allen Zeiten und in allen Ländern gegeben, und sie haben sich fast überall gleichmäßig exklusiv benommen, und es hat ihnen auf die Dauer überall gleichmäßig wenig geholfen. Die Unbarmherzigkeit der historischen Entwicklung hat ihnen überall die neuen Elemente einfach aufgedrängt, sobald es an der Zeit war.

Ganz ebenso, wie es den landschaftlichen Mundarten erging, ist es auch der Kindermundart ergangen. Ihre Einführung in die Literatur ist auf dieselben Bedenken der exklusiven Kaste gestoßen.

Und auf den ersten Blick will es wirklich scheinen, als ob hier eigentlich besserer Grund zur Ablehnung wäre als bei den Ortsmundarten. Bei diesen mögen ja bildungsfreundliche Männer wohl auch die Meinung hegen, daß sie eigentlich zum Abgewöhnen da wären; daß der Mensch, der es wirklich zu einem geistigen Wert bringen will, seinen

heimischen Dialekt eigentlich abtun müßte und ganz und gar auch in seinem häuslichen Leben und in seinem Geschäftsleben sich der „gewählten Sprache“, des Schriftdeutschen bedienen sollte. Man kann diese Meinung wirklich von sehr ernstern Leuten aussprechen hören; aber im Grunde wird sie doch von den wenigsten Leuten ernst genommen, wenigstens soweit es auf die praktische Ausführung ankommt. Es mag wohl ab und zu einmal ein Anfang gemacht werden, bei Tisch im Familienkreise oder bei Empfängen etwas vornehmerer Besuche die gewählte Sprache wirklich anzuwenden: sobald das Gespräch lebhafter wird, sobald die Menschen miteinander warm werden, bricht doch die urwüchsige Sprechsprache wieder hervor, vielleicht ohne daß die Sprechenden es merken. Da schafft die lebende Sprache sich selbst ihr Recht, und da zeigt sie, daß sie nicht tot zu kriegen ist. Und schließlich wird doch auch das Recht der landschaftlichen Mundarten immer mehr anerkannt. Schon in meiner Jugendzeit, wo ich als Landfremder nach Schleswig-Holstein kam, fand ich dort Familien, die sehr streng auf plattdeutsche Sprache und Art hielten, die ganz und gar nicht die hochdeutsche Schriftsprache als etwas Vornehmeres anerkannten, um deswillen sie ihre plattdeutsche Sprechsprache gering zu schätzen oder gar sich abzugewöhnen hätten. Sondern da hieß es geradezu: „In meinem Hause wird plattdeutsch gesprochen“; und der Gast, der die Sprache nicht ganz beherrschte, wurde eben höflich als Sprachfremdling behandelt.

Also die Meinung, daß man sich die landschaftlichen

Mundarten zugunsten der hochdeutschen Schriftsprache eigentlich abgewöhnen müßte, ist nicht allzu weit verbreitet. Die Verbreitung geht entschieden zurück. Die Ausbreitung wirklicher sprachwissenschaftlicher Erkenntnis kommt ja, wie wir schon sahen, den landschaftlichen Mundarten gegen die Schriftsprache zu Hilfe.

Aber mit der Mundart des Lebensalters, mit den verschiedenen Kindermundarten ist es doch offenbar eine andere Sache! Da geht doch unzweifelhaft die Sprechweise des dreijährigen Kindes in die des vier-, fünf- und sechsjährigen so vollständig über, daß von ihrer früheren Gestalt nicht mehr irgendein erkennbarer Rest zurückbleibt. Die Sprache des sechsjährigen Kindes enthält nicht etwa irgend welche Lehnbestandteile aus der Sprache des dreijährigen Kindes, so wie die hochdeutsche Schriftsprache Lehnbestandteile aus der lateinischen, griechischen und aus anderen Sprachen enthält. Sondern die Mundart des dreijährigen Kindes ist eben weiter gewachsen, und als Ergebnis eines organischen Wachstums liegt die Sprache des sechsjährigen Kindes vor uns.

Aber auch diese ist nichts Endgültiges. Sie wächst weiter zur Sprache des siebenjährigen, des achtjährigen Kindes und noch weiter, bis etwa beim zwölfsjährigen bis fünfzehnjährigen Kinde die Entwicklungsstufe erreicht ist, die dann im großen und ganzen das Leben hindurch festgehalten wird.

Da scheint es doch nun ganz klar ersichtlich zu sein, daß jede einzelne Stufe dieser Entwicklung, also jede ein-

zelne Altersmundart des Kindesalters zum „Abgewöhnen“ da ist. Das, was man von den landschaftlichen Mundarten mit zweifelhaftem Recht, ja, mit entschiedenem Unrecht behauptet, das muß von der Kindermundart mit entschiedenem Recht behauptet werden: Sie ist nicht das, wobei der Menscheng Geist stehen bleibt, sondern nur ein Durchgangsstadium, eine Entwicklungsstufe, über die der menschliche Geist hinausstreiten muß.

Und so scheint denn auch der Widerstand berechtigt gegen alle Bestrebungen, solche Kindermundart in die Schriftsprache eingehen zu lassen. Das weiß man ja: Die Schriftsprache hat die Neigung zu erstarren. Sie verstärkt die Widerstände gegen weitere Entwicklung. Sie ist geradezu ein Hemmnis der Entwicklung. Und da hat man denn die Besorgnis nicht unterdrücken können, daß eine Literatur in der Mundart der Sechsjährigen die Weiterentwicklung des Kindes aufhalten könnte, daß ein Kind, das Bücher in der Sechsjährigenmundart gedruckt läse, gar keine Möglichkeit habe, diese Mundart wieder zu verlassen und zur Achtjährigen- und Zehnjährigenmundart vorzurücken, so daß wir durch die Literatur in Altersmundart das deutsche Volk in die große Gefahr brächten, daß es nach einer Generation durchweg geistig auf dem Standpunkt der sechsjährigen oder allenfalls der achtjährigen Kinder stünde, womit dann freilich weder unserer geistigen noch unserer politischen Entwicklung gedient wäre.

Ich muß wohl ausdrücklich bemerken, daß es sich hierbei nicht etwa um einen Scherz handelt. Die Ein-

wände sind ganz ernstlich gemacht worden und von durchaus ernstern Männern; nur haben wir hier vielleicht die Konsequenzen etwas weiter gezogen, als die getan haben, die im besten Glauben diese Einwände erhoben.

Wir sind nun allerdings der Meinung, daß der Einwand die Kraft der Literatur durchaus überschätzt. So mächtig ist keine Literatur der Welt, daß sie ein achtjähriges Kind auf der geistigen Entwicklungsstufe der Sechsjährigen festhalten könnte. Der Geist wächst ebenso kräftig und entschieden wie der Körper. Und er tut das von innen heraus ohne jede äußere Anleitung. Ja, er hat auch seine Wachstumsrichtung in sich; wie Knochen, Muskeln, Nerven und Adern sich zu einem wunderbaren anatomischen System und zu wunderbarer physiologischer Betätigung zusammenfügen und auswachsen, ohne daß irgend ein tüchtiger Arzt oder gelehrter Anatom dabei mitzuwirken brauchte, genau so wächst der Geist des Menschen. Es wächst seine ganze Gefühls- und Vorstellungswelt so anatomisch zusammen, wie es die Abkunft des Menschen und die Umgebung, in der er lebt, erfordern. Und die Literatur wirkt dazu nur als einer der allerwinzigsten Teile der Umgebung. Sie mag für den Geist ähnlich wirken wie irgend ein Gerät oder ein Spielzeug für den Körper wirkt. Niemand wird dem sechsjährigen Kinde die Waffen in die Hand geben, die ein Erwachsener führt. Säbel und Flinte, mit denen das Kind spielt und an denen es sich betätigen soll, müssen dem Stadium seiner körperlichen Entwicklung angepaßt sein. Und der beste Säbel für das Kind ist der, den es sich

selber aus einem Stocß zurechtmacht. Und wenn dann der kleine Streiter mit seiner selbstgefertigten und seinem Alter angemessenen Waffe im Spielen hantiert, so braucht man sich wirklich keinen Besorgnissen hinzugeben, daß nunmehr sein Körper Gefahr laufe, durch den Säbel des Sechsjährigen auf der Entwicklungsstufe des Sechsjährigen festgehalten zu werden und niemals in seinem Leben imstande zu sein, das gewichtige Schwert des Erwachsenen zu führen. Und ebensowenig braucht man diese Besorgnis zu hegen, wenn man eine solche Waffe als Spielzeug gekauft hat und wenn er daran das Exerzitium lernt, das er später als Soldat mit den Waffen des Mannes ausführen soll.

Gar nichts anderes aber tun wir, wenn wir dem Kinde seine eigene Altersmundart gedruckt vor Augen führen. Auch da erhält es zunächst ein Spielzeug, an dem es sich freuen kann, und dann Gegenstände zu einem Exerzitium, an dem es sich das einlernen kann, was es später als Erwachsener ausüben soll.

Der Leser wird jetzt einigermaßen darüber unterrichtet sein, was dieses Büchlein sich zu leisten vornimmt. Es gilt, der Kindermundart ein Recht zu erkämpfen, das ihr bisher noch bestritten wird: das Recht zu leben und sich zu betätigen. Die Kindermundart hat es darin noch schlechter als irgendwelche landschaftlichen Mundarten. Bei diesen konnte man doch wenigstens nicht leugnen, daß sie vorhanden sind. Wenigstens konnte man es von dem Augenblick an nicht leugnen, wo man Sprachen wissenschaftlich zu betrachten begann. Aber auch vorher hat es wohl kaum

jemand im Ernst zu leugnen gewagt. Daß es aber Kindes-  
mundart gibt, das wird noch jetzt von weiten Kreisen  
durchaus nicht zugegeben, und es werden Gründe dagegen  
angeführt, — mit denen man nur leider zuviel beweist.  
Denn mit denselben Gründen könnte man die Existenz jeder  
beliebigen Sprache wegdiskutieren.

Da ist zum Beispiel eingewendet worden, es sei ganz  
unmöglich, diese Mundarten einzelnen bestimmten Lebens-  
jahren zuzuschreiben. Denn das eine Kind spreche im  
zweiten Jahre noch so wie das andere im neunten Lebens-  
jahre gesprochen habe, und so gebe es überhaupt Ummengen  
von Übergängen und Verschiedenheiten. Die Sprache des  
Kindes hänge überhaupt nicht vom Alter ab, sondern von  
wer weiß wie vielen anderen Umständen; ganz besonders  
aber von der Umgebung des Kindes, von deren geistiger  
Ausbildung und Sprechfähigkeit und dergleichen mehr.

Aber schon den ersten Einwand hält man für durch-  
schlagend. Es lasse sich sogar bei demselben Kinde keine  
Grenze ziehen zwischen der Zeit, wo es die Altersmundart  
des achtjährigen, des neunjährigen, des zehnjährigen spräche,  
und damit fließen eben diese Sprachen ununterscheidbar zu-  
sammen. Es sei also vollkommen willkürlich, ja, es sei  
ein Unfug, derartige Altersmundarten anzunehmen.

Ja — wie ist das nun aber mit den Übergängen etwa  
vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen und vom  
Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen? Gewiß sind  
wir ja da insofern etwas besser gestellt, als wir keine  
Literaturdenkmäler von allen Übergangsstufen haben. Aber

sich leicht darüber trösten, daß der Knabe in einem bestimmten Alter anfängt, diese Merkmale allmählich zu verlieren und mit denen aus der andern großen Gruppe zu vertauschen, die den Jünglingen zukommt. Und ebenso wird man nach wie vor alles das, was den Jüngling vom Manne unterscheidet, ebenso bewerten, wie man es bisher bewertet hat, ohne sich weiter darum zu grämen, daß der Unterschied zwischen Jüngling und Mann, wie auch der zwischen Mann und Greis, wirklich bei jedem einzelnen Wesen mitunter jahrelang gar nicht recht aufzuweisen ist.

Wenn man das nun aber bei der ganzen körperlichen und seelischen Gestaltung des menschlichen Lebens ohne jede Gewissensbedenken tut, so sehe ich nicht ein, weshalb man das bei den Sprachstufen anders machen soll. Es gibt wirklich eine große Menge von charakteristischen Einzelheiten, die die Sprache des sechsjährigen Kindes von der des zehnjährigen unterscheiden. Ja bei dem einzelnen Kinde kann man ebenso, wie man es bei der Grenze zwischen Knaben und Jüngling gewohnt ist, auch bei der Grenze der sprachlichen Stufe zweifelhaft sein, ob das Kind die Grenze schon überschritten hat oder noch nicht. Ja, das Kind kann auch da monate- oder jahrelang so auf der Grenze stehen, daß man wirklich nicht weiß, ob man es der einen oder der anderen Alterszeit zuwenden soll. Das alles aber beweist nichts gegen die Annahme von Altersstufen der Mundart überhaupt. Wenigstens dann nicht, wenn man solche Unterschiede wie zwischen Knaben, Jüngling, Mann und Greis unzweifelhaft gelten läßt.



Und dann der andere Einwand, daß jedes Kind seine besondere Sprache spreche, daß also schon aus diesem Grunde es gar nicht möglich wäre, die Sprache der achtjährigen Kinder im ganzen deutschen Volke zu einer Einheit zusammenzufassen! Die Sprache eines einzelnen Kindes habe von dessen sechstem bis zu dessen vierzehntem Lebensjahr in sich viel mehr Einheitlichkeit als die Sprache etwa aller achtjährigen Kinder zu der Zeit, wo auch dieses Kind auf der Stufe der achtjährigen stand.

Auch bei diesem Einwande leugne ich die Berechtigung ganz und gar nicht. Ich habe ihn hier vielleicht sogar noch etwas schärfer und zwingender formuliert, als er mir bisher entgegengetreten ist. Dennoch kann ich nicht gelten lassen, daß er irgend etwas gegen die Existenz der Altersmundarten beweist. Wäre das der Fall, so wäre es erst recht unmöglich landschaftliche Mundarten festzustellen. Welche Schwierigkeiten das der Wissenschaft in Wirklichkeit schon macht, davon kann sich auch jeder Laie überzeugen, wenn er etwa in Brockhaus' Konversationslexikon den Artikel „Deutsche Mundarten“ aufschlägt. Statt des halben Duzend Mundarten, das er allenfalls zu finden erwartet, findet er hunderte. Und wenn einmal von zwei Mundarten die Grenzen ganz scharf angegeben werden können, so wird das als etwas besonders Bemerkenswertes hervorgehoben.

In Wirklichkeit gibt es nun noch viel mehr Ortsmundarten als die Wissenschaft bisher festgestellt hat, denn man ist eigentlich doch noch in den Anfängen dieser Arbeit und erst, wenn wir aus jedem Dorf la ut r i c h t i g e Nieder-

Schriften der Sprache und Wörterverzeichnisse, wie sie etwa Hans Spieser für das Dorf Waldhambach im Elsaß gemacht hat, und ähnliche Hilfsmittel haben werden, erst dann werden wir sagen können, daß wir wirklich mitten in der Lösung der Aufgabe stehen. Aber dann werden wir auch schon wieder finden, daß selbst in einzelnen Dörfern mundartliche Verschiedenheiten festzustellen sind und daß — was übrigens schon mehrfach beobachtet und ausgesprochen worden ist — auch jede Familie ihre eigene Sprache hat, ja, daß schließlich jeder einzelne Mensch auch sprachwissenschaftlich als besonderer Sprachtypus betrachtet werden kann.

Dann wäre doch aber, wenn man auf diese landschaftlichen Mundarten dieselbe Logik anwendet, mit der man den Altersmundarten zu Leibe geht, die Existenz der landschaftlichen Mundarten schlechterdings vernichtet! Wie soll man von fränkischer, schwäbischer, sächsischer Mundart reden, wenn es innerhalb der Grenzen jeder dieser Mundarten Duzende von besonderen Sprachbezirken und in jedem dieser Sprachbezirke wieder hunderte von Ortschaften und darin wieder zahlreiche Familien und noch zahlreichere Individuen gibt, die alle eine gesonderte sprachwissenschaftliche Betrachtung verlangen!

Nun, es fällt der Sprachwissenschaft nicht ein sich darum Sorge zu machen. Obwohl die Grenzen überall fließend sind, weiß sie doch Unterschiede genug durch Betrachtung der wesentlichen Merkmale festzustellen. Trotz aller Übergangsstufen bleibt sächsische, fränkische, schwäbische

Mundart, eine jede als besonderes Wesen bestehen. Niemand zweifelt im mindesten daran. Auch der nicht, der selber in irgendeinem Grenzgebiet wohnt. Und so, meine ich, sollte man auch nicht an der gesonderten Existenz jeder Altersstufe zweifeln. Es muß dann auch anerkannt werden, daß unter denen wenigstens, die sich überhaupt mit der Frage der Altersmundart beschäftigt haben, und zwar zunächst in weit überwiegender Zahl als energische Leugner beschäftigt haben, doch verhältnismäßig rasch sich andere Meinungen verbreitet haben. Die strikte Leugnung der Altersmundart ist bei denen, die überhaupt bei solchen Dingen mitzureden berechtigt sind, jetzt doch schon recht selten geworden. Man beschränkt sich darauf, die pädagogische Verwertung der Altersmundart entweder in jeder Form oder doch in der Form des gedruckten Buches zu verbieten und für schädlich zu erklären. Damit wird die Frage der Kindermundart aus einem theoretischen Problem eine mehr praktische pädagogische Frage, und das ist das Gebiet, auf dem der Verfasser dieses Buches berufen ist, darüber mitzureden.



## II.

**Wie der Verfasser dieses Buches gemerkt hat, daß es Kindermundarten gibt und wie es daher andere auch merken können.**

Der Verlauf unserer bisherigen Betrachtungen führt uns also dahin, dieses Buch zunächst eine Weile als Fachbuch weiter gehen zu lassen, obwohl wir ihm dadurch alle die Anfeindungen zuziehen, denen die Fachbücher immer noch ausgesetzt sind. Man verlangt immer noch von Büchern, die irgendwie für wissenschaftlich, wenn auch in populärer Form, gelten wollen, daß sie sich durchaus darauf beschränken, das wiederzugeben, was der Verfasser irgendwo anders gedruckt oder allenfalls — wenn es sich um alte Handschriften oder Urkunden handelt — geschrieben gesehen und gelesen hat. Als wissenschaftlich, wenigstens als geisteswissenschaftlich gilt bisher ein Hantieren mit dem schon Aufgeschriebenen, das man in unendlichen Neuarrangements, Neugruppierungen, Neuzusammenstellungen zu ebenso unendlichen wissenschaftlichen Monographien und größeren

Werken verarbeitet. Nur dies schon früher Geschriebene, meint man, sei von allgemeinem Interesse. Das, was der einzelne erlebe, könne auf solches Allgemeininteresse keinen Anspruch machen. Der einzelne, der viel von sich selbst erzähle, tue das in unberechtigter Eitelkeit.

Ich habe mich dieser Meinung über die Tachbücher niemals anschließen können. Ich habe im Gegenteil jedes Tachbuch, auch solche, die man wirklich nicht eigentlich im gewöhnlichen Sinne „bedeutend“ nennen kann, mit großem Interesse gelesen, mit fast ebenso großem Interesse, wie ich es jedem Menschen entgegenbringe, den ich einigermaßen näher kennen lerne, und wie es ganz besonders jeder Schüler in mir erregt. Ich bitte das nicht dahin mißzuverstehen, als ob ich mich, wenn ich ein Tachbuch lese, berufen fühle, den Verfasser zu belehren und zu erziehen. Die Sache liegt genau umgekehrt. Ich fühle mich auch meinen Schülern gegenüber nicht in erster Linie berufen, sie zu belehren und zu erziehen; sondern als meine erste Pflicht fasse ich es auf, sie gründlich seelisch kennen zu lernen. Was das Belehren und Unterrichten angeht, verhalte ich mich auch meinen lebendigen Schülern gegenüber durchaus passiv. Das heißt, ich lasse mich zu jeder einzelnen pädagogischen Tätigkeit nötigen. Die Schüler besorgen das durch Fragen, Bitten und Aufforderungen immer sehr gründlich; ja sie verlangen durchaus mehr von mir, als ich beim besten Willen zu leisten imstande bin. Und sie tun das, weil sie Vertrauen zu mir haben. Und dieses Vertrauen wiederum verdanke ich doch hauptsächlich dem Umstande, daß ich mit ihnen

ihre eigene Mundart, ihre Altersmundart, also die Kinder-  
mundart zu reden imstande bin. Wenn ich also von irgend  
jemandem sage, ich betrachte ihn, wie ich meine Schüler  
betrachte, so hat das nicht die herabsetzende, geringschätzende  
Bedeutung, die es im Munde sehr vieler anderer Pädagogen  
haben würde. Ich betrachte mich meinen Schülern gegen-  
über keineswegs als das höhere Wesen, sondern nur als  
jemanden, der willens und geneigt ist, diesen heranwachsenden  
Lebewesen in einer Weise, die sie selber wünschen, förderlich  
zu sein. Der Ton liegt auch hier auf dem „die sie selber  
wünschen“. Und so ist denn jeder Verfasser eines Lehrbuches,  
das mir in die Hände fällt, durchaus vor meinen pädago-  
gischen Präntensionen sicher. Er verlangt nichts von mir,  
also werde ich auch keinen Versuch machen, ihm etwas zu geben.

Dagegen gibt mir der Verfasser jedes Lehrbuches etwas.  
Er läßt mich in Erscheinungen hineinblicken, in die mich  
kein anderer hineinblicken lassen kann. Denn das, was er  
erlebt und wie er es erlebt, das weiß doch nur er selbst.  
Wer mir eine wunderschöne Dissertation übergibt, in der er  
aus hunderten von Einzelschriften wissenschaftliche Meinungen  
äußerst bedeutender Männer säuberlich zusammengeschrieben  
und gegeneinander abgewogen hat, der gibt mir nichts anderes,  
als was mir Duzende von anderen wissenschaftlich ge-  
bildeten Männern auch geben könnten, ja, was ich, wenn  
ich mir Zeit dazu nehme, ganz gemächlich auch selber leisten  
kann. Wer mir auch nur einen Tag seines eigenen Lebens  
nach besten Kräften wahrheitsgetreu schildert, der gibt mir  
etwas, was mir kein anderer geben kann. Ich erkenne

gerne an, daß solchen Leuten, die nur in Büchern zu leben gewöhnt sind, **Derartige** Alltäglichkeiten mitunter höchst bedeutungslos vorkommen. Nicht nur bedeutungslos, sondern überhaupt wertlos. Ich habe in den seelischen Erscheinungen des Menschenlebens noch niemals etwas gefunden, das mir wertlos vorgekommen wär. Ebenso, glaube ich, wird einem Naturforscher kein Naturvorgang wertlos vorkommen, mit wie großer Verachtung auch der Kulturmensch oder der geisteswissenschaftlich gebildete Mensch sonst wohl auf diese oder jene Naturvorgänge herabblicken mag.

In diesem Sinne, der also doch wohl nicht allzu anspruchsvoll ist, bin ich überzeugt, daß ich auch mit diesem Teile des Buches, also mit dem Jahrbuchteil den Lesern, die sich überhaupt für seelische Erscheinungen interessieren, etwas wertvolles bieten werde. Und ich muß gleich hinzufügen, daß ich all das, was ich eben sagte, gerade auch den Erlebnissen verdanke, die ich jetzt eben schildern will. Die Entstehung der eben formulierten Meinungen ist nur ein Teil meiner Auffindung der Kindesmundart. Aber ich glaube noch darüber hinaus, daß dieser Teil für den Leser nicht nur wertvoll, sondern, was nicht immer dasselbe ist, unmittelbar nützlich sein wird. Denn er wird den Leser vielleicht dazu anregen, dieselben Beobachtungen, die ich gemacht habe, seinerseits auch zu machen. Und dann wird er in sich die Erkenntnis der Kindesmundart und damit einen wesentlichen Teil der Sprachwissenschaft überhaupt von neuem erzeugen. Nur dadurch aber entsteht wahre Wissenschaft, daß sie sich in jedem Menschengesicht, der sich

damit befaßt, von selber neu entzündet. Wissenschaft, auch Geisteswissenschaft, kann wirklich nicht aus Büchern zusammengelesen werden. Das Durchstudieren von hunderten von Büchern bringt allenfalls Gelehrsamkeit, aber niemals Wissenschaft hervor. In der Naturwissenschaft weiß man das schon seit mehreren Jahrhunderten. Da begnügt man sich schon längst nicht mehr, den Aristoteles oder andere kanonische Bücher abzuschreiben und den „Inhalt“ sich „einzuprägen“; da verlangt man, daß jede Disziplin auf sorgfältige, eigenste Beobachtungen gegründet wird. Ja, und man verlangt da auch, daß die Schüler, sogar die Anfänger sich nicht damit begnügen, Lehrbücher in die Hand zu nehmen und daraus die sorgfältig formulierten und destillierten jeweilig geltenden Glaubenssätze der Wissenschaft auswendig zu lernen, sondern man verlangt auch von ihnen, daß sie Experimente machen. Und jede Unterrichtsart, die darauf keine Rücksicht nimmt, gilt als rückständig. Wenn wir geistige Dinge einmal ebenso ansehen werden, dann werden Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft wieder in der Wissenschaft gleichen Schritt halten können, während gegenwärtig die Naturwissenschaft leider einen nicht unbeträchtlichen Vorsprung hat. Leider, sage ich, weil ich mich zu denen rechne, die gern die Geisteswissenschaft vorwärts bringen möchten.

Also ich beginne jetzt, meine eigenen Erlebnisse zu schildern, und zwar die, die mich dazu geführt haben, ich muß sagen, die mich dazu genötigt haben, besondere Altersmundarten, darunter wieder besonders die Kindes-



mundart anzuerkennen und sogar in die Literatur einzuführen.

Ich muß gestehen, wenn mir etwas ähnliches wie die jetzige Kindesmundartliteratur des Hauslehrers entgegengetreten wäre, als ich Sekundaner oder Primaner war, so würde ich sicher mit denselben Gründen und wahrscheinlich mit sehr viel größerer Leidenschaftlichkeit dagegen gekämpft haben, wie jetzt die Gegner der Kindesmundart kämpfen. Denn ich gehörte zu den nicht allzu seltenen Kindern, die ganz außerordentlich wenig Kindesmundart selber gesprochen haben und die sehr früh in die sogenannte höhere Umgangssprache und die Schriftsprache eingeführt wurden. Ich war in der Zeit, in der es sich bei der Kindesmundart ganz besonders handelt, das heißt in der Zeit vom achten bis zum vierzehnten Lebensjahr, einziges Kind meiner Eltern, und zwar solcher Eltern, die sich sehr viel mit mir beschäftigten; nicht etwa mehr, als mir lieb war, aber jedenfalls genau so viel, wie mir lieb war. Sie waren, was Eltern nicht immer sind, jederzeit bereit, sich mit mir zu unterhalten, auf meine Gedankengänge einzugehen, ohne in der überlegenen Art der Erwachsenen daran herumzukorrigieren, aber doch wohl in der vollkommen instinktiven Erkenntnis meines Wesens, die nun doch einmal das Ideal alles Verkehrs zwischen Älteren und Jüngeren ist. Aber — es wurde in meinem Elternhause sehr viel auf „reine und gute Sprache“ gehalten. Meine Mutter war in einer plattdeutschen Umgebung aufgewachsen, hatte dann aber eine auch sprachlich sehr strenge Pension durchgemacht und sprach nun ein tadelloses reines

Deutsch — rein besonders auch in der Aussprache — und sie hielt auch bei anderen etwas auf diese Reinheit der Aussprache, was ich übrigens selbst niemals als irgendwie unangenehm empfunden habe. Jedenfalls habe ich keine einzige Erinnerung dieser Art, wohl aber vielerlei Erinnerungen, daß ich an der Aussprache von Spielkameraden herumbefferte oder, wo dies aus irgend welchen Gründen nicht angängig war, mich über die Absonderlichkeiten der Sprache lustig machte. Aber wie meine Mutter darin war, davon ist mir ein Erlebnis aus meinem siebenten Lebensjahr besonders in der Erinnerung. Eine Tante gab mir das bekannte Rebus auf, das man sich sehr leicht hinzeichnen kann. Es zeigt einen Wagen ohne Pferde, in dem ein Junge sitzt, und in einiger Entfernung davon sieht man ein Paar Würste mit Weinen versehen, die offenbar die Gestellung zeigen. Die Auflösung ist: „Ungezogener Junge, würste gehen!“ Und da erinnere ich mich noch genau des ernststen Tonsalles und des ernststen Gesichts, mit dem meine Mutter sagte: „Es heißt nicht würste gehen, sondern wir st du gehen.“

Mein Vater hatte dieselben Überzeugungen, doch erinnere ich mich da keines einzigen Falles, der das beleuchten könnte. Ich weiß nur, daß er sich öfter sehr entschieden gegen die Art und Weise aussprach, wie Ammen und Kinderwärterinnen die Sprechweise der kleinen Kinder nachmachen. Er erzählte als abschreckendes Beispiel immer, daß ein sehr viel jüngerer Bruder noch in seinem vierten Lebensjahre ein Kauderwelsch gesprochen habe, das kein

Mensch hätte verstehen können außer eben der Kinderwärterin, die daran Schuld gewesen sei. Ich habe nun diesen jüngeren Bruder freilich später selber kennen gelernt und immer gefunden, daß er ein ebenso gewähltes, ich möchte sagen akademisches Deutsch sprach, wie mein Vater selbst, so daß also die Sondersprache, die zwischen ihm und seiner Kinderwärterin in der Jugend bestanden hat, keine irgendwie merkbaren bleibenden Folgen gehabt hat.

Nicht ganz im Einklang mit dieser theoretischen Meinung meines Vaters stand eine praktische Begabung, die ihm eigen war, und von der ich ein wenig auch geerbt habe; leider nicht alles. Mein Vater verstand es, die Klangfarbe irgend eines Dialektes, den er gehört hatte, auf das getreueste wiederzugeben. Nicht nur den schlesischen Dialekt, den er in seiner Jugend nebenbei erlernt hatte, denn er selber hat zu Hause auch nur „hochdeutsch“ sprechen dürfen und gesprochen, sondern ich habe ihn auch die österreichische, die ostpreußische und die schleswig-holsteinische Mundart in ganz erstaunlicher Weise nachahmen hören. Es kam dazu immer bei Erzählungen bestimmter Erlebnisse, die er mit Leuten aus diesen Gegenden gehabt hatte und wo denn diese Leute in ihrer eigenen Sprache redend eingeführt wurden. Und dann besonders auch bei der Erzählung von Anekdoten, die in diesen Gegenden spielten. Es passierte ihm dabei, daß er ein Wort oder eine Flexionsform falsch brauchte, das heißt so, wie es innerhalb dieser Mundart unmbglich war, aber immer kam der Klang dabei richtig heraus. Und ich habe mir schon in meiner Jugend darüber Gedanken gemacht, daß

der Klang bei einer Mundart doch vielleicht das Hauptfächliche wäre, wichtiger als die gesamten Artikulationen. Vielleicht beruht auf dieser Erkenntnis meine ganze Beobachtung der Kindesmundart. Jedenfalls aber muß solche Erkenntnis die allgemein übliche Hochschätzung der Schriftsprache stark herabmindern, denn gerade von der Klangfarbe gibt die Schriftsprache denn doch schlechterdings gar nichts wieder.

Noch auf eins möchte ich aufmerksam machen, obwohl das manchem Leser noch weiter ab vom Wege erscheinen wird als vieles von dem, was bisher schon dagewesen ist. Mein Vater verstand es auch vorzüglich mit Pferden und mit Hunden zu sprechen. Ich glaube, das können nur solche würdigen, die sich selber sehr viel und sehr verständnisvoll mit Pferden und Hunden beschäftigt haben, denn die wissen, daß diese Tiere ganz erheblich mehr von unserer Sprache verstehen als wir annehmen. Und doch ist es sicher, daß die Tiere keinerlei begriffliches Denken, also nichts von dem haben, was wir in irgend einer Weise gewohnt sind als Sprachvorstellungen anzusehen. Es kann sich da nur handeln um ganz bestimmte Stimmungsmodulationen, die einzig und allein durch die Klangfarbe reguliert werden. Es ist das übrigens eine Sache, in der noch sehr viel zu erforschen sein wird. Eine sorgfältige Darstellung alles dessen, was bestimmte einzelne Hunde nachweisbar verstehen und wodurch sie das kundgeben, könnte vielleicht unversehens auch einmal zu einer erheblichen Bereicherung der Sprachwissenschaft führen. Denn vielleicht würde es dadurch möglich, einiges vom Seelenleben des noch nicht sprechenden Kindes

objektiver zu erfassen, als das jetzt möglich ist. Sicher ist das Seelenleben des neugeborenen Kindes der Anlage nach unendlich erhaben über das Seelenleben auch des allerintelligentesten Hundes. Aber in dem augenblicklichen Stand der Ausbildung sind doch Analogien da, deren strengere Beobachtung sehr wertvoll wäre. Ich möchte da auf eins gleich hinweisen. Ich habe immer mit lebhaftestem Interesse zugehört, wenn Leute, die viel mit Pferden zu tun gehabt haben, von den Pferden erzählten. Sie wußten das Verhalten der Pferde in lebendigster Weise so zu schildern, daß man das Pferd vor sich sah, und — wenigstens ein Erzähler, an den ich dabei denke, machte es so — das wurde dadurch erreicht, daß das Pferd direkt als sprechend eingeführt wurde. Das Pferd machte sich seine bestimmten Gedanken, wenn es ein anderes Tier, eine Brücke, brennende Holzstücke auf dem Weg und dergleichen sah, und die sprachlichen Wendungen, die dabei gebraucht wurden, brachten direkt bestimmte uns bekannte Bewegungen der Pferde uns vor Augen. Nun, etwas genau Analoges habe ich immer bei kleinen Kindern gesehen und selber ausgeführt, hauptsächlich zwar bei meinen eigenen, gelegentlich aber auch bei fremden. Ich habe ihr Mienenspiel und ihre Bewegungen mit Kommentaren begleitet, in denen ich aussprach, was ein Erwachsener in ähnlicher Lage bei ähnlichem Mienenspiel und ähnlichen Bewegungen sagen oder doch denken würde. Es gelingt das mitunter, ja eigentlich fast immer in ganz erstaunlicher Weise. Vielleicht liegt das doch daran, daß die eigentlichen Aktionen des Lebewesens aus einer allgemeinen

seelischen Spannung, also aus bestimmten Stimmungsmodifikationen hervorgehen und daß das begriffliche Denken, das wir als die Hauptsache anzusehen gewohnt sind, eigentlich zunächst nur eine Begleiterscheinung ist, die auf bestimmten höheren Stufen der Entwicklung hinzukommt. Wenn das aber der Fall ist, dann hat es den allergrößten Wert, solche Stimmungsmodifikationen beim noch nicht redenden Menschen und auch beim Tier auf das sorgfältigste zu beobachten. Vielleicht, ja wahrscheinlich wird man auf diesem Wege sogar zur sichersten Feststellung der Unterschiede zwischen Menschen- und Tierseele kommen, nach denen die Wissenschaft schon lange, wenn auch bisher ohne besonderes Glück sucht. Denn was bisher über diese Dinge geäußert wird, das sind Reflexionen von solcher Höhe, daß sie sich in die gemeine Wirklichkeit der alltäglichen Beobachtung gar nicht herablassen.

Von solchen Betrachtungen war ich natürlich in der Zeit, die ich jetzt schildere, also in meiner Schulzeit, durchaus entfernt. Nur die grundlegende Stimmung dafür war entschieden vorhanden. So gerne ich las — ich kann es eigentlich nicht mehr gerne nennen, ich muß leidenschaftlich sagen — um den abendlichen Erzählungen meines Vaters zuzuhören, ließ ich doch die Bücher liegen. Ja, ich kam manchmal herein, wenn ich an bekannten Wendungen hörte, daß irgend eine bekannte Geschichte für irgend jemand noch einmal neu erzählt wurde, weil ich sie gern noch einmal mit anhören mochte. Wenn man mir nun damals gesagt hätte, daß der Grund meines Interesses ein Wohlgefallen an lebendiger Sprechsprache wäre, so würde ich das wahr-

scheinlich gar nicht verstanden, anderenfalls aber vermutlich auf das entschiedenste abgelehnt haben. Ich war überzeugt, daß die erzählten Dinge selber mich interessierten und daß alles, was das Interesse weckte und stärkte, in den Dingen selbst und nicht etwa irgendwie in der Darstellungsart läge.

Das Bewußtsein von Verschiedenheiten der Darstellungsart ist bei mir überhaupt erst sehr spät erwacht. Ich entsinne mich nicht, daß ich jemals irgend ein Buch wegen „schlechter Sprache“ abgelehnt hätte, ich verschlang alles, was mir in erreichbare Nähe kam. Ganz besonders auch sämtliche Schullesebücher, die im Besitz aller meiner Bekannten waren. Und das war eine nicht unbeträchtliche Menge. Auch alles was von Indianergeschichten irgendwie erreichbar war, und dann sehr frühzeitig Romane aller Art in Journal-Lesezirkeln, Zeitungen usw. habe ich verschlungen, ohne jemals an der Sprache Anstoß zu nehmen. Mit größter Begeisterung las ich auch Schiller, dessen Dramen ich halbwegs auswendig konnte, und dann Mommsens „Römische Geschichte“. Durch einen Zufall weiß ich, daß ich schon im Alter von elf Jahren in diesem Werk sehr gut Bescheid wußte. Wir wurden einmal in der Quarta von einem Lehrer nach unserer Lektüre gefragt, und als ich dabei Mommsen nannte, wurde mir gesagt, das verstehe ich ja doch nicht. Dagegen erhob ich sofort sehr entschieden Einspruch, und ich habe den Eindruck, als ob ich durch die Art dieses Einspruchs meinen Lehrer überzeugt hätte. Damals war ich, wie ich mich im Anschluß daran entsinne, auch gewöhnt, von demselben Lehrer in meinen Aufsätzen regelmäßig die beste Zensur zu erhalten,

was mir auch späterhin noch in mehreren — freilich nicht in allen — Gymnasialklassen so gegangen ist.

An Schiller und Rommsen schlossen sich dann für mich später Shakespeare und von der Unterprima an Goethe, der mir dann schnell alles andere überragte. Bei Goethe entfinne ich mich auch zuerst ein bestimmtes Gefühl für die „Schönheit des Stils“ gehabt zu haben. Auch Rommsen hatte mich mit fortgerissen, und ich kannte große Partien aus seiner „Admischen Geschichte“ halb auswendig. Aber da waren es einzelne ganz bestimmte Wendungen, die mich packten, bei Goethe war es der Klang der Sprache und dann die zarte Weise, in der er bei der Schilderung die Sache behutsam und zierlich anfaßt, statt mit derben Griffen zuzupacken, was er ja sonst übrigens ebensogut verstand. Aber wenn mir in meinen Aufsätzen oder in meinen Briefen irgend eine Wendung oder Schilderung so gelang, wie ich es von Goethe her im Gefühl hatte, dann war ich immer ganz besonders mit mir zufrieden. Und wie gesagt, es war der Goethe, der sich von dem engen Anschluß an die Sprechsprache, der seine ersten Schriften auszeichnet, im fortschreitenden Alter immer mehr entfernt hatte. Ich habe denn auch den zweiten Teil des Faust von vornherein mit derselben Begeisterung gelesen wie den ersten Teil. Unter all meinen Bekannten war ich doch wohl der Einzige, der ihn wirklich gelesen hatte, und ich habe auch nachher in den etlichen Jahrzehnten, die ich mich dann weiterhin in der Welt umgeschaut habe, doch immer nur vereinzelte Menschen gefunden, die wirklich den zweiten Teil aus eigener Lektüre kannten und



sich nicht mit dem Referat in irgend einer Literaturgeschichte oder in irgend ~~einem~~ Kommentar begnügt hatten.

Ich sage das alles so ausführlich, um recht deutlich zu zeigen, wie weit ich eigentlich in meiner Jugend von der Altersmundart entfernt war. Den zweiten Teil des Faust werden doch wohl die meisten der Leute, die sich über solche Sachen überhaupt Gedanken machen, zu einer Schreibart rechnen, die von der Sprechsprache und der Altersmundart so weit wie nur irgend möglich entfernt ist. Daß diese Meinung meiner Überzeugung nach irrig ist, tut dabei nichts zur Sache; ich schreibe augenblicklich nicht für mich, sondern für meine Leser.

Aber noch auf eins möchte ich hinweisen: Das, wodurch die Schriftsprache sich am allerentschiedensten von der gesprochenen Sprache und ganz besonders von der Kindermundart unterscheidet, das ist die Vermischung der Bilder, wie man sie findet, wenn jemand uns rät, den „Strom der Zeit an der Stirnlocke zu fassen“, oder die Hoffnung ausspricht, daß der „Zahn der Zeit über dies oder jenes Ereignis Gras wachsen lassen werde“. In der ganzen ungeheuren Lektüre meiner Jugendzeit ist mir meiner Erinnerung nach nur ein einziges falsches Bild aufgefallen und das war der „goldene“ Baum des Lebens, der nach Mephisto „grün“ ist. Darüber entsinne ich mich gelegentlich mit Schulkameraden geschertzt zu haben, aber im Ernst nahm ich keinenfalls Anstoß daran. Ich meinte eben, das müsse so sein, und darin, daß man solche Worte so schön zusammenstelle, bestünde eben die höhere Schreibart der Poesie.

„Richtig“ war für mein Sprachgefühl überhaupt alles, was vor der Grammatik und der schulmäßigen Stilistik bestand. Und dafür hatte ich ein sehr sicheres Gefühl, so daß ich sehr oft von meinen Mitschülern bei der Abfassung ihrer Aufsätze zu Räte gezogen wurde. Ich ließ mir das gerne gefallen und half auch gerne, aber die sprachlichen Sünden, die ich dabei auszumergen hatte, verfolgte ich mit grimmigem Spott, wodurch ich mir bei meinen Mitschülern wenig Liebe erwarb. Dazu trug auch bei, daß ich die Gewohnheit, von der ich schon sprach, das schlechte Sprechen anderer zu tadeln und zu bessern, bis in meine Primanerzeit und noch länger beibehielt. Ich bildete mir eben auf mein „richtiges“, das heißt schriftmäßiges Deutsch sehr viel ein. Davon ist übrigens noch eine Gegenprobe in meiner Erinnerung. Ich kam im Alter von acht Jahren aus Schlesien in eine schleswig-holsteinische Stadt und hatte dabei natürlich Gelegenheit, von meinen Spielkameraden das Plattdeutsch zu erlernen. In den ersten Jahren ging das ganz gut, und ich sprach, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, mit schleswig-holsteinischen Spielkameraden gern plattdeutsch. Da passierte es mir einmal in der Tertia, daß ich in einem solchen Gespräch ausgelacht wurde, weil ich das Wort *lewer* (lieber) falsch ausgesprochen hatte. Ich hatte *le w e r* gesagt. Dies Mißgeschick nahm ich mir so zu Herzen, daß ich später auf den Gebrauch dieser Sprache fast ganz verzichtet habe. Falsch gesprochen zu haben, das litt meine Ehre nicht. Ich bin meiner Erinnerung auch ganz sicher, daß ich viele von den sprechsprachlichen Wendungen, die ich jetzt

unbedenklich im „Hauslehrer“ brauche, als Kind und als junger Mensch niemals gebraucht habe. Ich könnte darauf schwören, daß ich niemals den Dativ zum Fürwort sein gesetzt habe, also niemals gesagt habe „dem Mann sein Hut“ oder etwas ähnliches, obwohl ich mich dieser Wendung in den Erzählungen meines Vaters erinnere.

Für mich war also in Beziehung auf die deutsche Sprache das erreicht, was man durch die typische Gymnasialbildung erstrebt: das Schriftdeutsch war in etwas mehr als gewöhnlichem Umfange meine wirkliche Sprechsprache geworden, weswegen es mir damals auch sehr viel leichter fiel als jetzt eine „formvollendete“ Rede zu halten. Das gehörte für mich zur formalen Bildung. Und daß diese formale Bildung nur erreicht werden könne durch gänzliche Abkehrung von der falschen und unlogischen Sprechweise der Kinder und der ungebildeten Leute, das hat mir zwar damals niemand ausdrücklich gesagt, aber es war sicherlich der Grundstock meiner Überzeugung, und wenn mir jemand die Formulierung so ausgesprochen hätte, so würde ich sicherlich entschieden zugestimmt haben.

Also wenn irgend welche Freunde der Schriftsprache jetzt gegen mich zu Felde ziehen und vermuten, daß mir das Gefühl für die Bedeutung der Schriftsprache abgeht, so trifft mich das ganz und gar nicht. Ich habe das Gefühl vielleicht stärker und entschiedener gehabt, als irgend einer von denen, die sich jetzt gegen die Kindermundart wehren.

Ich habe übrigens, wie der Leser gleich sehen wird,

gar kein Recht mich darüber zu beschweren, wenn die Bekämpfung der Begner zur Kindermundart langsam geht und wohl gar mehrere Jahre in Anspruch nimmt; denn wenn ich jetzt überlege, wieviel Zeit ich eigentlich dazu gebraucht habe, bis ich von meiner ursprünglichen Sinnesart soweit gelangt war, daß ich wußte, was Altersmundart ist, so kommen doch ziemlich zwanzig Jahre heraus. Soviel kann ich nun allerdings meinem geneigten Leser nicht zugestehen; mit dem vierten Teil muß er sich schon begnügen, da jeder Weg ein ganz Teil gangbarer ist, sobald er zum erstenmal gegangen ist, und da andererseits die Wegstrecke doch schon wesentlich verkürzt ist durch den Fortschritt, den seitdem die Sprachwissenschaft gemacht hat, worüber ja im vorigen Kapitel schon einiges angedeutet wurde.

Die Sprachwissenschaft und zwar ganz besonders Steintal ist es, der mich zuerst aufgerüttelt und aufmerksam gemacht hat. Noch als ich Gymnasiast war, wies mich ein Lehrer, dem ich außerordentlich viel verdanke, auf die Zeitschrift für Völkerverpsychologie und Sprachwissenschaft hin, die damals noch existierte und von den Begründern, Lazarus und Steintal, herausgegeben wurde. Da fand ich zum erstenmal eine ganz andere Sprachbetrachtung, als ich sie bisher gewohnt war. Die außerordentlich starke Wirkung eines Aufsatzes über die Assimilation und die Attraktion ist mir noch heute sehr lebhaft im Gedächtnis.

So kam ich denn auch bald zu dem Buch, in dem ich den ersten Ansatz zu einer Betrachtung der Kindermundart gefunden habe, zu Steintals Einleitung in die

Psychologie und Sprachwissenschaft. Daß dort viele Kapitel den ersten Sprechversuchen eines Kindes gewidmet waren, frappierte mich ganz außerordentlich. Kleine Kinder, ja, überhaupt eigentlich wohl alle Kinder, waren für mich damals noch ebenso sehr Gegenstand der Verachtung, wie sie es für die meisten Erwachsenen sind. Ich war froh aus dem Zeitalter der Kindheit herausgekommen zu sein; ich glaube die meisten Abiturienten haben dieselbe Empfindung. Ich entsann mich, daß ich mich als Kind immer danach gesehnt hatte älter zu sein, und war danach überzeugt, daß jedes Kind sich naturgemäß aus der Kindheit heraussehne und daß man ihm keinen besseren Gefallen tun könne, als ihm bei dieser Sehnsucht behilflich zu sein. Also was zur Ausbildung eines Kindes nach herkömmlicher Meinung nötig war, suchte ich gerne jedem Kinde zu übermitteln, das in meine Nähe kam. Ich habe schon als Sekundaner und Primaner sehr viel unterrichtet, aber ich weiß ganz genau, daß ich damals weit entfernt war von der Erkenntnis, daß jede der Altersstufen des Kindes seinen besonderen Wert habe. Für mich waren sie alle nur Durchgangsstufen zu dem höhern Ziel, zum Erwachsen-sein. Kind-sein war eine Unvollkommenheit, ein Zustand, den man sich nicht schnell genug abgewöhnen konnte.

Und nun gar ein kleines Kind, das noch nicht sprechen kann! Ja, ein Wesen, das noch mancherlei Dienste bedarf, deren bloße Erwähnung mir schon ekelhaft war. Wenn mir noch kurze Zeit, ehe ich Steinthals Buch las, irgend jemand gesagt hätte, ein gelehrter Mann könne sich mit dem

Gestammel und Rauderwelsch eines solchen kleinen Wesens ernsthaft beschäftigen, ich glaube, ich hätte ihm ebenso ins Gesicht gelacht, wie jetzt noch die Gegner der Kindermundart über das „Gestammel“ und das „Rauderwelsch“ der Kinder lachen.

Aber Steinthal war doch unzweifelhaft ein gelehrter Mann; er war sogar Professor, wenn auch außerordentlicher. Auf den Unterschied gab ich damals wenig. Vor einem Professor aber hatte ich im elterlichen Hause gelernt die allgerdste Hochachtung zu haben. Der Name hatte bei uns einen ehrwürdigeren Klang als selbst Geheimrat oder Minister. Denn Geheimrat und Minister konnte jemand durch Konnexionen werden, aber Professor werden konnte nur der, der wirklich in der Wissenschaft etwas leistete, also der das tat, was nach meinen damaligen Gefühlen das höchste auf der Welt war. Dazu kam die Verehrung, mit der mein verehrter Lehrer von Steinthal sprach. Dann aber schließlich das Buch selbst. Mir wurde daraus erst klar, was Sprachwissenschaft überhaupt ist; daß der Urmensch, der die Sprache schafft, nicht in irgend welchen unwirtlichen Gegenden Amerikas oder Australiens, nicht in den zeitlichen Fernen der Jahrtausende zuhause ist, sondern daß man ihn allüberall in unseren Kinderstuben finden kann, da jeder Mensch die Erschaffung der Sprache von neuem zu leisten hat. Das war ein Gedanke von ganz gewaltiger Kraft. Bei der Sprachwissenschaft ist er freilich noch nicht ganz durchgedrungen, er findet vielfach noch halbe und ganze Gegnerschaft. Man meint, daß das Kind die erste Sprache

ebenfalls durch Nachahmung lerne. Wer das behaupten kann, der hat nicht einmal die Problemstellung begriffen, wie sie bei Steinthal, wie mir scheint, doch mit überzeugender Klarheit zu sehen ist.

Wir war es jedenfalls sofort vollständig klar, daß der sprechende Mensch sich selbst nur dadurch verstehen kann, daß er merkt, wie der andere Mensch ihn versteht. Und dann, daß die Sprache ihren Ursprung hat in der Eigenschaft, die der Mensch mit sehr vielen Lebewesen teilt, nämlich auf bestimmte äußere Einwirkungen ganz unbewußt durch bestimmte Laute zu reagieren.

Die Lehre Steinthals im einzelnen darzulegen ist hier nicht der Ort, da die Sprache des erst sprachschaffenden Kindes noch nicht eigentlich als Kindermundart bezeichnet werden kann. Es handelt sich, wie auch Steinthal selbst bemerkt, bei einem solchen Kinde durchaus nicht um die Mundart allein, sondern das Sprechen oder das erst unbewußte und später mehr und mehr bewußt werdende Lönen als Reaktion auf äußere Einwirkungen ist keine Bewegung, die etwa nur die Muskeln der Atmung in Bewegung setzt, nein, es ist ein förmlicher Krampf, der den ganzen Körper durchzieht. Das Kind spricht noch mehr, als es der Erwachsene immerhin noch tut, mit dem ganzen Körper, mit Kopf, mit Händen und mit Füßen. Bestimmte Bewegungen des Kopfes, des Rumpfes, der Arme und Beine gehören zu einzelnen Äußerungen genau ebenso wesentlich, wie die Laute, die dabei ertönen. Und es ist eine

Unvollkommenheit der Beobachtung, wenn auf diese Bewegungen nicht sehr sorgfältig Rücksicht genommen wird. Erst wenn das Kind mehrere Jahre alt wird, gewinnen die ausgestoßenen Laute unter sich einen größeren Zusammenhang, den wir dann mit dem Wort Mundart bezeichnen. Die enge Beziehung zu bestimmten anderen Körperbewegungen geht dabei übrigens keinesfalls verloren.

Die Wandlung, die ich durch das Studium des Steinthalschen Buches durchmachte, mußte eigentlich ein jeder durchmachen, der die Kindermundart im tiefen Grunde verstehen will. Wir haben neuerdings ganz treffliche Bücher über die Sprache der Kinder in den ersten Lebensjahren, also wirkliche Beobachtungen über die Sprachentstehung bei diesen Kindern. Jedes solche Buch ist eine im höchsten Maße dankenswerte Leistung, und es gibt keines von ihnen, das nicht in irgend einer Hinsicht bleibenden Wert hätte. Dennoch scheint mir keins von denen wenigstens, die ich kenne, geeignet zu sein, das Steinthalsche Buch ganz zu ersetzen. Alle diese neueren Bücher teilen eigentlich sehr viel mehr Einzelbeobachtungen mit als Steinthal. Bei Steinthal wiegt durchaus die philosophische Betrachtung vor. Aber oft scheint es mir so, als ob die wenigen Beobachtungen Steinthals doch mehr zur Aufhellung beitragen als die viel zahlreicheren Beobachtungen anderer. Und das mag daran liegen: die neueren Bücher — ich spreche immer mit Einschränkung auf die, die ich kenne, es mögen, ja, es werden sogar manche existieren, von denen ich nichts erfahren habe — also die neueren Bücher sind von Männern geschrieben,



die sich keine selbständige Meinung von der Entstehung der Sprache geschaffen haben, sondern die irgend eine gewiß in den meisten Fällen philosophisch sehr wohl begründete und auch von ihnen selbst sehr gut nachgedachte Theorie der Sprache sich angeeignet haben. Aber diese Aneignung ist, wie mir scheint, für derartige zarte Dinge immer eine Gefahr. Ich meine, da gibt es nur zwei Wege, die man mit Sicherheit gehen kann. Entweder man beschränkt sich ganz und gar darauf, Beobachtungen aufzuzeichnen und verzichtet auf jede weitergehende Deutung; dann liefert man unter Umständen ein sehr brauchbares Material. Oder man stellt sich zu den Beobachtungen so, daß man sich von ihnen die Theorie diktieren läßt, also daß man sich beim Beobachten der kleinen Kinder in ihrer Sprachschaffung selbst eine vollkommen neue Sprachphilosophie schafft. Das ist nicht so unmöglich und nicht so ungeheuerlich, wie mancher Leser im ersten Augenblick glauben mag. Es ist vielmehr sogar der Weg, den ich eigentlich meinen verehrten Lesern anraten möchte; denn mit dem andern Weg, von dem ich eben sprach, ist es immerhin noch eine besondere Sache. Wenn man nicht aus den Beobachtungen selbst die Sprachphilosophie neu erschafft, sondern unter Nichtbeachtung aller früheren Sprachphilosophien oder Theorien, die man kennt, reinweg beobachten will, so wird man sich in den meisten Fällen unbewußt um so entschiedener von irgend einer bestimmten Theorie beeinflussen lassen, je sicherer man glaubt, vollkommen frei zu beobachten. Es ist das ein Leiden, das in der Naturwissenschaft überall zu beobachten

ist. Die Leute, die da meinen, sie kümmern sich lediglich um die Erfahrung und ließen sich von keinerlei Theorie beeinflussen, die sind meistens in irgend einer bestimmten Theorie so sehr befangen, daß sie nicht einmal selber etwas davon merken.

Gewiß werden nun die Beobachtungen dadurch nicht wertlos, daß sie durch eine bestimmte Theorie beeinflusst worden sind; aber sie sind eben nicht mehr rein objektiv, sie sind schon ein klein wenig verzerrt. Wer die Ursache der Verzerrung, also die bestimmte Theorie, herauskennt, der kann sich vielfach auch aus der Verzerrung das objektive Bild selber herstellen. Aber das ist doch auch schon ein Umweg.

Ich sehe den hohen Wert der Steinthalschen Darstellung eben darin, daß sie uns lehrt, Beobachtungen philosophisch zu machen, das heißt: nicht eine bestimmte vorher erlernte oder erlesene Theorie bei Betrachtung der Dinge anzuwenden, sondern sich mit seinem ganzen Erkennen in die Dinge zu versenken und so an Erkenntnis alles das herauszuholen, was man herausholen kann.

Ich verspreche mir also wirklich wenigstens bei manchen der Leser, die ich zum Studium Steinthals anzuregen hoffe, eine solche Umwandlung des Erkennens; und dieser Umwandlung bedarf es, um der Kindermundart die ihr gebührende Anerkennung zu verschaffen.

Zum mindesten kann ich bezeugen, daß die Umwandlung bei mir sehr stark war. Sie bezog sich nicht nur auf das Gebiet der Kindersprache, sondern auf das Gesamtgebiet des Sprechens und Denkens überhaupt. Ich kam

dazu, mich von den Büchern mehr und mehr loszulösen und als eigentliche Gegenstände psychologischer Erkenntnis die um mich herum lebenden Menschen und auch mich selbst anzusehen. Jeder, der soweit kommt und dem es gelingt, bei jedem Alltagsgespräch plötzlich psychologisch zu beobachten, der erfüllt die Vorbedingungen für ein Studium der gesprochenen Sprache und der Altersmundarten.

Gewiß ist das nicht so leicht, wie das hier niedergeschrieben wird. Denn unter zehn Fällen gerät man wenigstens neunmal in das gewöhnliche Verfahren zurück, das ich ja für mich selbst in den vorstehenden Zeilen ausreichend geschildert habe: man freut sich an den Gegenständen, über die der andere spricht, das heißt, wenn man sich dafür interessiert; man hat auch ein bestimmtes Gefühl für die Annehmlichkeit der Darstellungsweise; aber dieses Gefühl gelangt kaum jemals ins Bewußtsein, und keinesfalls kommt man — wie gesagt, immer in neun von zehn Fällen — dazu, die Erzählungsweise und die Sprechweise des andern selbst zum Gegenstand der Erkenntnis zu machen, also sich zu sagen: „Dies und das hat er vortrefflich erzählt, diese Wendung war ganz besonders treffend, jene andere traf nicht ganz, hierbei stand uns ein farbenprächtiges Bild vor Augen, bei jener anderen kurzen Erzählung bekamen wir nur eine flüchtige Skizze“ usw. Also auch wenn wir wirklich auf die Möglichkeit solcher Beobachtung eingestellt sind, auch dann machen wir wirklich solche Beobachtungen höchstens in einem Fall unter zehn. Und das ist auch gut so. Ein

Leben, dessen täglicher Verkehr beständig mit psychologischen Beobachtungen begleitet wäre, dürfte doch eine ungeheuerliche Belastung für den darstellen, der es führt. Ich kann aus eigener Erfahrung versichern, daß solche Beobachtungen mitunter recht anstrengend sind, da man eigentlich immer zwei Gedankengänge nebeneinander zu führen hat. Man muß erstens im Denken des anderen mitgehen und alles das seelisch miterleben, was er uns seelisch miterleben lassen will; und man muß dann zweitens noch über dieses selbe Verfahren nachdenken und das, was im Augenblick dann geschieht, mit anderen ähnlichen psychologischen Vorgängen vergleichen. Genug, ein Gespräch unter solchen Umständen strengt an. Ich kann das jetzt aus täglicher Anschauung versichern, da ich den größten Teil meiner Unterrichtsgespräche so führe und da ich nur auf diese Weise meine Kenntnis der Kindermundart frisch erhalte. Und bei allem, was gegen die Kindermundart geschrieben wird, kann ich immer leicht erkennen, wie dem Darstellenden das, was er psychologisch hätte beobachten sollen, einfach durchgegangen ist. Er hat nicht beobachtet, sondern sich nur fortreißen lassen, selbst dann wenn er hinterher darauf schimpft.

Also ich habe schon im Beginn meiner Studentenzzeit diese Beobachtung lebender Menschen eine Zeit lang auch sehr viel energischer betrieben, als ich es jetzt, von den Unterrichtsstunden abgesehen, tue, und ich bin fest überzeugt, daß nur diese Vorarbeiten mich befähigt haben die Kindermundart zu erkennen.

Die Beobachtung der anderen und die Beobachtung

des eigenen Seelenlebens muß dabei Hand in Hand gehen. Ich muß mit einigen Worten davon sprechen, weil diese Grundbedingung der Psychologie noch von so vielen Leuten verkannt wird, mitunter sogar auch von solchen, die die Wissenschaft amtlich zu vertreten und zu lehren haben. Die schlichte Beobachtung irgend eines seelischen Vorganges an irgend einem anderen Menschen ist nämlich einfach unmöglich. Wir sehen und hören immer nur materielle Vorgänge. Die einzige Seele, die uns zur Beobachtung offen liegt, ist für jeden seine eigene. Und nun ist es nicht anders möglich, wenn wir an einem anderen irgend eine psychologische Beobachtung machen wollen, als daß wir seine körperlichen Äußerungen, wozu übrigens auch die Sprache gehört, seelisch auslegen durch irgend einen seelischen Vorgang, den wir bei derselben oder einer ganz ähnlichen körperlichen Äußerung an uns selber beobachtet haben. Also, wenn man ein Fremdwort gestattet, Interpretation der körperlichen Äußerungen anderer durch Ergebnisse der Beobachtungen, die man am eigenen Körper und am eigenen Seelenleben gemacht hat. Das ist wirklich die einzige Möglichkeit überhaupt psychologisch zu erkennen. Und wenn man das bei Einzelergebnissen vernachlässigt und nun glaubt, durch Häufung der Beobachtungen den Fehler wieder ausgleichen zu können, so gleicht man durchaus dem Bäcker, der jedes Brot ein klein wenig unter dem Herstellungspreis verkaufte und in Hinsicht dessen, was dabei für ihn herauskommen sollte, für sich den Trost hatte: Die Menge muß es bringen.

Es ist übrigens jedem, der einigermaßen auf diese Beobachtungsart geschult ist, außerordentlich auffallend, wie ungenau und wie handgreiflich falsch oft die Beobachtungen der Leute sind, die solche Schulung nicht haben. Gerade auf dem Gebiet der Kindermundart kann man da die ergößlichsten Erfahrungen sammeln. Ich will hier nur einen ganz markanten Fall erzählen, der deswegen bemerkenswert ist, weil es sich um einen sonst wirklich ganz unzweifelhaft leistungsfähigen Beobachter handelt, um keinen Geringeren als um Arno Holz, der bekanntlich über Dichtung und Sprache geradezu vortreffliches geschrieben hat. Ihm ist die Kindermundart ein Problem, zu dem er sich noch nicht endgültig gestellt hat. Er hatte früher einmal, wie ich zu meiner lebhaften Freude aus einer Mitteilung im „Heiligen Garten“ ersah, den Plan gefaßt, die Märchen der Gebrüder Grimm so nachzuerzählen, wie sie ein Kind dem andern erzählen würde. Da haben wir also doch das vollkommenste Verständnis dafür, daß selbst die trefflichen Märchen der Gebrüder Grimm noch nicht Kindermundart, noch nicht die eigentliche Sprechsprache des Volkes sind, sonst hätte sich in Arno Holz gar nicht das Bedürfnis nach einer solchen Darstellung regen können. Gleichzeitig sagt aber Arno Holz über das, was ihm bisher von gedruckter Kindermundart vor Augen gekommen ist, daß es ihm als mühsamer Versuch von Erwachsenen erscheine, die Kindermundart äußerlich nachzuahmen. Bei dem Beispiel, das er dafür beibringt, ist ihm allerdings ein kleines etwas scherzhaftes Mißgeschick begegnet, denn diese „kümmerlich gequälte Nachahmung“ der kindlichen Sprache,

die er dabei meint, ist von einem Kinde geschrieben. Nun, dieses Mißverständnis ist sehr verzeihlich. Wir werden später noch darauf zurückkommen, daß Kinder schon sehr früh mit der Schrift naturgemäß allerlei von der Schriftsprache in sich aufnehmen, so daß man sehr schwer Kinder, die schon irgendwelchen Unterricht genossen haben, findet, die noch ihre eigene Sprache schreiben können. Aber das, worauf ich eigentlich hinaus wollte, ist noch etwas anderes. Arno Holz sagt: ein Kind sagt nicht sieben mal in kurzer Zeit „da.“

Hierbei kann ich nun meine geschätzten Leser zu einer Beobachtung anregen. Ich bitte sie, im Gespräch auch mit gebildeten Leuten einmal auf dieses Wörtchen „da“ oder auf die Verbindung „und da“ zu achten; aber nicht wenn über politische oder wissenschaftliche Fragen diskutiert wird, sondern wenn der andere irgendwelchen Vorgang aus seinem Leben oder den er beobachtet hat, rasch und lebhaft erzählt. Gerade dabei freilich stellen sich alle die Schwierigkeiten ein, von denen wir vorhin schon sprachen. Man wird von einem guten Erzähler leicht so fortgerissen, daß man es gänzlich vergißt, auf die einzelnen Worte acht zu geben, die er spricht. Ich sage also voraus, daß die Beobachtungen nur selten gelingen werden. Aber wenn sie gelingen, dann wird man Summen von solchen „da's“ und „und da's“ herausbekommen, über die man geradezu staunen wird.

Wir in unserm Kreise machen gerade dieses Experiment, das übrigens grundlegend für die Erkenntnis der Kindersprache ist, recht häufig und zwar naturgemäß mit besonderer Vorliebe mit denen, die die immer wieder vorgebrachte

Behauptung, so viel „da's“ und „und da's“ spräche man nicht, selber und noch einmal vorführen. Wenn dann ein solcher Kenner der Kindermundart zum Erzählen gebracht wird, dann wird er vielleicht beim neunten oder zehnten „da“ oder „und da“ unterbrochen und ihm wird die Zahl mitgeteilt. Auch da verhalten die Menschen sich noch verschieden. Etwa die Hälfte erinnert sich, da es sich um Vorgänge handelt, die nur wenige Minuten zurückliegen, noch ganz wohl allerdings etliche „da's“ gebraucht zu haben; aber andere leugnen mit großer Energie und voller Überzeugung. Deswegen tut man gut, einen oder mehrere Mitbeobachter als Zeugen daneben zu haben.

Sehr hübsch war ein solches Experiment, das wir gleich in einer unserer ersten Gesamtunterrichtsstunden in der Hauslehrerschule machten. Da war ein Junge, der auch ein gewähltes Deutsch sprechen kann, im übrigen aber auch eine urwüchsige Sprechsprache beherrscht. Der leugnete auch, daß die „und da's“ so häufig gebraucht würden; und da das am Beginn der Stunde war, so sagte ich, wir würden doch gelegentlich einmal aufpassen, wieviele „und da's“ der Junge selber gebrauchen würde, wenn er etwas erzählte. Wir kamen nun auf andere Dinge zu sprechen, und etwa in der Mitte der Stunde wurde, gar nicht einmal durch mich, sondern durch irgend einen Schüler dieser selbe Junge veranlaßt, in längerer Erzählung ein Erlebnis mitzuteilen. Wir ließen ihn bis zu Ende auserzählen, und dann wurde mit großem Jubel von denen, die nachgezählt hatten, die Summe der „und da“ angegeben. Es waren 130. Einhundert und



dreißig! Ich muß das in Buchstaben ausdrücken lassen, weil jeder Leser die einfache Ziffer für einen Druckfehler halten würde.

Diesem Jungen wurde nun durch die Beobachtung keinerlei Seelenschmerz bereitet. Er amüsierte sich selbst köstlich darüber. Aber solchen Leuten, die schon über derartige Dinge etwas geschrieben und in Druck gegeben haben, ist eine solche Beobachtung nicht immer eben so angenehm, wenngleich sie wirklich mitunter sehr nötig wäre.

Ich hoffe mit diesen Ausführungen dem Leser die Wichtigkeit solcher Beobachtungen vor Augen geführt zu haben und will nun fortfahren in der Erzählung, wie es mir selber dabei ergangen ist.

Die Sache liegt nämlich keineswegs so, daß mit der Überzeugung von der Notwendigkeit, psychologische Beobachtungen an lebenden Menschen zu machen, nun gleich sich eine Verachtung der Bücher und der Literatur und dann auch der Schriftsprache, in der sie verfaßt sind, bei mir eingestellt hätte. Ganz und gar nicht. Davon, daß die Literatursprache die höchste Blüte sprachlicher Entwicklung wäre, blieb ich nach wie vor überzeugt, und ich hielt mich mit meiner gymnasialem Bildung und der Sprachgewandtheit, die ich ihr verdankte, für allen Menschen überlegen, die nicht ähnliche Leistungen aufzuweisen hatten. Es wird mir jetzt förmlich schwer, mich in meine damalige Stimmung zurückzufühlen und zurückzudenken. Mir scheint es jetzt so, daß man sich der Unzulänglichkeit dieser akademischen Sprache doch jedesmal bewußt werden müßte, wenn man mit irgend einem

Menschen aus dem Volke über irgendwelche beliebigen Dinge in ein etwas tieferes Gespräch kommt. Bei den gewöhnlichen Unterhaltungen über die Bedürfnisse des täglichen Lebens kommt man ja bei jedermann auch mit der „gewählten“ Sprache durch. Die Leute halten einen nur für ein bißchen verrückt, aber das ist ja weiter kein Unglück, sie verstehen einen wenigstens und geben einem die Auskunft die man haben will, oder was man sonst von ihnen verlangt. Aber man kommt doch sehr leicht einmal in die Verlegenheit über irgend etwas mit ihnen sprechen zu müssen, was nicht zu diesen alleralltäglichsten Erscheinungen gehört. Und ganz besonders kommen die Leute dazu, die amtlich irgendwie mit dem Volk zu tun haben. Und da, scheint mir jetzt, müßte doch eigentlich jeder akademisch gebildete Mensch vermöge seiner akademischen Bildung merken, daß er eine Sprache spricht, die der andere nicht versteht.

Nun, nach meinen psychologischen Beobachtungen und nach der Erinnerung an meinen damaligen Seelenzustand ist das wirklich so; der akademisch Gebildete merkt sehr gut, daß der andere ihn nicht versteht. Er merkt es wenigstens ebenso häufig, wie der Lehrer es merkt, wenn seine Schüler ihn nicht verstehen. Aber beide helfen sich dann seelisch in derselben Weise. Der akademisch gebildete Mensch glaubt von dem nicht so hoch gebildeten, der Lehrer von den Schülern, sie wären eben zu dumm, um ihn zu verstehen. Und damit ist das Problem aufs beste gelöst und jeder Anlaß zu weiterem Nachdenken und Forschen mühelos beseitigt.

Es ist mir doch auch aus mehreren Einzelfällen sicher  
erinnerlich, daß es mir ebenso gegangen ist. Ich wußte  
über alles, wovon ich überhaupt etwas kannte, in sehr wohl-  
gefügter Rede zu sprechen, und wenn mich da jemand nicht  
verstand, so war es ganz klar, daß er zu dumm dazu war.  
Und wenn ich damals schon die Schriften der Gegner der  
Kindermundart gelesen hätte, die aber leider erst fast dreißig  
Jahre später geschrieben worden sind, dann hätte ich wahr-  
scheinlich so formuliert: „Leute, die zu dumm sind, um  
meine klaren Darlegungen zu verstehen, die müssen eben so  
lange warten, bis sie geistig so weit gefördert sind, daß sie  
sie verstehen können; dann ist alles in Ordnung.“ Aber  
da mir, wie gesagt, diese Literatur damals noch nicht zu  
Gebote stand, so begnügte ich mich mit dem einfachen Urteil,  
daß sie zu dumm wären.

Da brachte mich nun die Beobachtung an anderen  
und die Selbstbeobachtung plöglich von meiner erhabenen  
Stellung herunter. Ich kam in meinem dritten Studien-  
semester nach Berlin und lernte hier nach einiger Zeit einige  
gleichaltrige Verwandte kennen, die in hiesigen Geschäften  
tätig waren. Keiner von ihnen hatte akademische Bildung;  
keiner verstand lateinisch oder griechisch. Ich fühlte mich  
also geistig unendlich erhaben über sie, und sie waren freund-  
lich genug meine höhern akademischen Rechte anzuerkennen.  
Dabei waren wir in verwandtschaftlichem Verkehr sehr gut  
befreundet. Nun hatten sie aber als junge Kaufleute allerlei  
Kenntnisse, die mir vollständig fehlten. Das allein hätte  
mich weiter nicht beunruhigt, denn ich hatte auch schon auf

dem Gymnasium gelernt, auf solche Dinge, die ich nicht kannte, mit einiger Verachtung herabzusehen. Vielleicht hatte die Hauptschuld daran ein einziges unvorsichtiges Wort eines einzelnen Lehrers, der im übrigen ein recht tüchtiger Pädagoge war. Er war aber klassischer Philologe und hatte wenig Achtung vor der Naturwissenschaft; und da ließ er sich, wahrscheinlich ohne sich irgend etwas dabei zu denken, gelegentlich einmal eine recht abschätzende Bemerkung über die Zoologie als die „Beschäftigung mit den Viechern“ entschlüpfen. Das hat sehr stark auf mich gewirkt. Denn es ist sehr angenehm, fest zu glauben, daß die Kenntnisse, die man selber nicht hat, völlig wertlos wären.

Nun aber trieb ich damals mit großem Eifer Nationalökonomie und dazu fehlten mir vielfach gerade die Kenntnisse, die meine Verwandten durch ihre geschäftlichen Erfahrungen hatten. Und da machte es sich von selbst, daß ich sie gelegentlich fragte und daß sie mir allerhand Einzelheiten des Geschäftsverkehrs auseinandersetzten. Und da schwirrte mir dann eine Summe von Kunstausdrücken um die Ohren, von denen mir trotz des nationalökonomischen Studiums die meisten noch durchaus unbekannt waren. Das gewöhnliche Mittel des vornehmen Ignorierens der unverständenen Wörter half da nicht, weil sonst das Gespräch gar nicht hätte weiter geführt werden können. Ich mußte also nachfragen, um Erklärungen bitten und mir auseinandersetzen lassen, was ich nicht verstand. Und da merkte ich doch mit einiger Beschämung, daß meine Verwandten diese Erklärungen mit größerem Geschick gaben,

als ich es bei meinen akademischen Erzählungen über allershand schwierige Dinge ihnen gegenüber vermocht hatte. Denn ich verstand, wenn auch mitunter erst nach mehrfachen Nachfragen, schließlich doch immer, was sie mir erklärten, während mir es nicht immer gelungen war, das, was ich erklären wollte, zum Verständnis zu bringen. Und ich erinnere mich wohl, daß ich bei manchen Fragen, die mir zu dumm erschienen, schließlich mein hochmütiges Lächeln gezeigt hatte, während ich nun keinem derartigen hochmütigen Lächeln begegnete, sondern dem immer artigen Bemühen, meinen Fragen gerecht zu werden.

Damals ist mir zuerst das Gefühl gekommen für den Wert der Sprache „einfacher Leute“, wie die akademisch Gebildeten solche Mitmenschen zu nennen pflegen. Aber wohl gemerkt, erst ein Gefühl, und keine Erkenntnis. Nur eins wurde mir damals klar, daß es Berufsmundarten gäbe, in die man sich ebenso sorgfältig hineinarbeiten müsse wie in die Ortsmundarten und wohl gar in fremde Sprachen.

Damit war aber auch das hochmütige Ablehnen zu Ende und ich habe mich seitdem immer bemüht, mich mit den Leuten, mit denen ich ins Gespräch kam, wirklich zu verständigen. Das heißt, ich habe niemals mehr in meiner früheren Art große akademische Auseinandersetzungen losgelassen, sondern habe so kurz wie möglich das gesagt, worauf es im Augenblick ankam, und mich im übrigen durch Gegenreden und Fragen meiner Mitunterredner leiten lassen.

Ganz besonders kam mir das gleich im Anfang bei meinem Unterricht zu statten, und hier doch wohl schon in

einer Weise, die direkt als Vorbedingung für eine spätere Behandlung der Kindermundart aufgefaßt werden muß. Ich suchte nämlich mit den Schülern ebenso ins Einvernehmen zu kommen, wie ich das eben beim Verkehr zwischen akademisch Gebildeten und anderen geschildert habe, durch gegenseitiges Weitertasten, durch Fragen und Antworten. Und dabei ergibt sich ganz von selbst, daß man die Frage des Schülers so gelten läßt, wie sie gestellt wird und nicht etwa irgendwie, sei es auch nur sprachlich, „zurecht rückt“. Denn das wußte ich nun aus eigener Erfahrung, daß ich meine eigene Frage, wenn man sie ins Kaufmännische „zurecht gerückt“ hätte, statt sie zu beantworten, schließlich selber gar nicht mehr verstanden haben würde. Es ist das doch wohl eigentlich erheblich mehr als was mit der gewöhnlichen Wendung „auf die Individualität eines Kindes einzugehen“ gemeint ist. Denn das Individuelle und besonders die Individualität, also die Gesamtheit dessen, was an dem Kinde individuell ist, die ist doch wohl nicht die Hauptsache dabei. Ja, ich möchte sagen, das grade Gegenteil ist richtig, das Kind wird nicht als etwas individuelles angesehen, sondern als etwas, das Gesamtwert hat. Das wird verständlicher sein, wenn ich auf die vorhin angeführte Steinhalsche Äußerung zurückweise, daß der Einzelne sich selber nur versteht, wenn er merkt, daß er von den andern verstanden wird. Als „den andern“ schlechthin muß man das Kind ansehen, wenn man in solcher Weise mit ihm spricht, also als den Mitthelfer, den man braucht, um in einem gegebenen Augenblick Sprache

entstehen zu lassen. Auch das ist eine Erkenntnis, die ich Steinthal verdanke und mit der die Möglichkeit nicht nur der Kindermundart, sondern der Sprache überhaupt erst erklärt wird: Daß Sprache nicht etwas Festes, Geronnenes, Außerliches ist, sondern daß sie in jedem Augenblick, wo man spricht, neu entsteht, daß die Wörter, ja die Sätze, die man im Augenblick spricht, solchen, die früher vielleicht schon unzählige Male gesprochen worden sind, zum Verwechseln ähnlich sind, das steht dieser Meinung nicht entgegen. Sieht doch auch jede neu hervorstehende Blume ihren gleichlebenden Artgenossen und ihren Vorfahren zum Verwechseln ähnlich, und doch ist sie, so wie sie da ist, ein ganz neues Gewächs.

Aber noch einen weiteren Schritt habe ich mich damals der Erkenntnis der Kindermundart genähert, und auch diesen Schritt noch zu tun kann ich dem geschätzten Leser nicht dringend genug raten. Wenn man in dieser Weise mit einem Kinde aufmerksam redet, so bleibt einem der Klang der von dem Kinde gesprochenen Worte ein wenig in der Gefühls Erinnerung, das heißt, man kann sich nachher vergegenwärtigen, ob das Kind diesen oder jenen Ausdruck gebraucht hat oder nicht. Und so habe ich mir dann selbst größere Wissensgebiete schon damals gelegentlich so zurechtgelegt, wie es zunächst für bestimmte einzelne Kinder und dann für alle Kinder überhaupt zweckmäßig erschien, und zwar immer so, daß ich mir dabei das einzelne mir bekannte Kind als redend vorstellte und dann den Klang der Worte daraufhin prüfte,

ob er sich mit meiner Vorstellung von dem Kinde vertrug. Auf die psychologische Tragweite dieses pädagogischen Verfahrens kann ich hier natürlich nicht eingehen. Ich will nur kurz andeuten, daß man jede noch so verwickelte begriffliche Erkenntnis jedem Kinde zugänglich machen kann, wenn man es versteht, die Verwicklung zu lösen, das heißt, die Erkenntnis in ihre Bestandteile aufzulösen und diese Bestandteile einzeln an die Kinder heranzubringen. Was ein solcher „einzelner Bestandteil“ ist, das erkennt man eben nur mit Hilfe der Kindersprache. Es ist das, was man unter Voraussetzung des früheren der Kindersprache neu hinzufügen kann. Dieses pädagogische Verfahren habe ich das Prinzip der Isolierung der Schwierigkeiten genannt, und ich messe ihm einen Wert bei, der ganz abgesehen von der pädagogischen Verwendung vorhanden ist, denn man kann auf diese Weise eben auch einzelne Seelenvorgänge als solche heraussondern und gesondert erkennen. Und das ist, scheint mir, für die Psychologie von geradezu grundlegender Wichtigkeit.

Wenn ich mir diese Sachen jetzt so ins Gedächtnis zurückrufe, dann meine ich, ich hätte eigentlich schon damals unmittelbar zur Erkenntnis der Kindersprache gelangen müssen, denn es ist kaum aufzuweisen, was eigentlich noch fehlt. Ja, ich bin überzeugt, daß jeder meiner geneigten Leser, der, meinen Anregungen folgend, die entscheidenden Versuche nachmacht, dadurch nicht nur zur Anerkennung, sondern auch <sup>iner</sup> recht gründlichen Kenntnis der Kindermundart



gelangen wird. Aber jetzt ist die Sache auch schon dadurch erleichtert, daß es eine Literatur in Kindermundart gibt, die damals noch erst geschaffen werden sollte.

Diese Schöpfung nun verdanke ich meinen eigenen Kindern. Da war es nicht mehr ein gelegentliches zufälliges Zusammensein zu irgendwelchen womöglich gar von anderen bestimmten Unterrichtszwecken, sondern da war es ein ganzes großes gemeinsames häusliches Leben, das mir die Entstehung der Kindersprache immer wieder vor Augen führte. Und ganz allmählich erging es mir auch so, wie es jedem ergeht, der eine fremde Sprache erlernt: man kommt über das Laufen und Versuchen doch schließlich hinaus und man erwirbt sich eine gewisse Sicherheit im Gebrauch der Sprache. Ich glaube nicht, daß meinen eigenen Kindern jemals eine Erklärung, die ich ihnen auf ihren Wunsch gegeben habe, unverständlich geblieben ist. Anders als auf ihren Wunsch habe ich meinen Kindern überhaupt nichts erklärt. Das hinzuzufügen ist nicht unwichtig, denn von allen unverständenen Erklärungen sind wahrscheinlich die meisten ohne den Wunsch und viele gegen den Wunsch der Hörer gegeben worden.

Aber, wie gesagt, das ging erst ganz allmählich so. Erst ganz allmählich habe ich mir diese Fertigkeit angeeignet unter häufig nicht geringen Mühen. Und dem Leser einen großen Teil dieser Mühen zu ersparen, ist der Zweck des vorliegenden Buches. Es steht dabei die Auffindung der Kindermundart mit der ganzen freieren Unterrichtsweise in Verbindung, zu der ich mich seit nun mehr als einem Viertel-

jahrhundert bekenne — was ja viele Tausende auch tun — die ich aber allen Hindernissen zum Trotz, soweit meine Kräfte reichen, in die Wirklichkeit eingeführt habe. Und das haben nicht ganz so viele andere getan.

Nur in dieser freieren Unterrichtsweise ist es überhaupt möglich, im Unterricht etwas von der Kindermundart zu merken. Die altüberkommene Unterrichtsweise, die immer noch viel weiter verbreitet ist, als im Interesse unseres Volkes zu wünschen wäre, bringt ja an die Kinder nicht nur fertige Erkenntnis, sondern sogar fertig in Worten und Sätzen formulierte Erkenntnis heran. Das Kind wird angehalten diese Formulierungen zunächst seinem Gedächtnis einzuverleiben; und schließlich ist das das Wichtigste, was vom Schüler verlangt wird. Je mehr vom neuzeitlichen Geiste in die Lehrer und in die ganze Schule hineinkommt, um so mehr ist man bestrebt dahin zu wirken, daß sich die Schüler wenigstens bei der Mehrzahl der Formulierungen auch etwas denken. Auch da verzichtet man freilich in sehr vielen Fällen noch darauf, daß die Kinder sich das Richtige denken. Man formuliert das gelegentlich so, daß die Kinder diese auswendig gelernten Sätze als einen „kostbaren Schatz für das Leben“ mit sich trügen und sie dann im Leben selbst, wenn die äußeren Erfahrungen es mit sich brächten, gelegentlich in wirkliche Erkenntnis umsetzen könnten. Es ist das eine Formulierung, die um deswillen gut klingt, weil wohl jeder einige Erfahrungen dafür beibringen kann. Jedem ist es einmal begegnet, daß er ein Lied im Gedächtnis behalten, ein geflügeltes Wort jahrelang, ja jahr-

zehntelang im Gedächtnis gehabt, oft ausgesprochen, ja sogar oft genug durchdacht hat, und daß ihm dann erst urplötzlich einmal das Verständnis dafür aufgeht. Dann ist man wirklich überrascht, welchen Schatz man im Gedächtnis so lange mit sich herumgetragen hat, ohne seinen wirklichen Wert zu kennen.

So gewiß nun auch solche Einzelbeobachtungen richtig sind, so wenig sind sie, wie mir scheint, geeignet, verallgemeinert zu werden oder gar als Grundlage des gesamten Unterrichts zu dienen, wie das leider bisher noch vielfach der Fall ist. Wir stehen hier wieder vor dem großen Unterschiede zwischen den beiden Sprachauffassungen, also der, die die lebendige Sprache, d. h. das wirklich gesprochene Wort als das Wesentliche ansieht, und der, die das niedergeschriebene und gedruckte als das Wertvollste betrachtet. Und hierbei gerade habe ich die persönliche Erfahrung gemacht, daß wirklich, wie im ersten Kapitel angedeutet wurde, die seit Jahrtausenden überlieferte lateinische Grammatik geradezu die Hochburg dieser Sprachauffassung ist. In dem Verfahren, das ich eben geschildert habe, durch das ich also die einzelnen Wissensgebiete zunächst für einzelne bestimmte Kinder und dann für die gesamte Kindheit selbst durcharbeitete, zerbrach mir naturgemäß diese lateinische Grammatik unter den Händen. Es ist mir gar nicht etwa eingefallen auf diesen Erfolg auszugehen; ich habe nicht einmal die Absicht gehabt, die mir schon bekannten Gesetze der neueren Sprachwissenschaft auf diese lateinische Grammatik anzuwenden. Nein, ich wollte weiter nichts, als die

lateinische Grammatik, zunächst die Formenlehre, so einrichten, daß bestimmte einzelne Schüler, zum Teil für Sprach-  
erlernung wenig begabte Schüler, sie ohne Zwang und ohne Strafen, ohne Kummer und ohne Tränen erlernen konnten. Und da ging mir schon bei meinem damaligen geringen Geschick in der Beobachtung der Kindersprache — ich spreche jetzt von einer Zeit, die über ein Vierteljahrhundert zurückliegt — das ganze Lehrgebäude der lateinischen Formenlehre in Trümmer und, ohne daß ich im mindesten darauf ausgegangen wäre, kam doch die Formenlehre, die ich im geistigen Verkehr mit meinen kleinen Schülern herstellte, den sprachwissenschaftlich richtigen Formulierungen ganz ungleich näher als die überlieferte lateinische Grammatik. Auch das ist wieder ein Beweis dafür, daß man die Gesetzmäßigkeit der Sprache, aber auch jeder Sprache, am besten durch Beobachtung des kindlichen Denkens, durch sorgfältige Betrachtung der Kindermundart erkennen kann.

Ich muß aber, um diese Schilderung vollständig zu machen und um Stimmungen vorauszusagen, die dem Leser, wenn er sich mit der Kindermundart wirklich befassen will, nicht erspart bleiben werden, hier noch mit wenigen Worten schildern, welchen Eindruck meine Umwandlung der lateinischen Formenlehre auf mich selber gemacht hat. Ich kam mir wirklich zu manchen Stunden fast wie ein Tempelhänder vor. Es überraschte mich daher nicht allzusehr, als mir später, wie ich die Kindermundart in die Literatur einführte, dieser selbe Vorwurf gemacht wurde.

Ich betrachtete mich selbst, wie man in der guten Gesellschaft [www.dlfi.de](http://www.dlfi.de) den Ansieht, der umstürzlerische Tendenzen hegt. Die fünf Deklinationen zu beseitigen und durch zwei, die konsonantische und die vokalische, zu ersetzen, die vier Konjugationen ganz und gar zu einer einzigen Konjugation zusammenzuschmelzen — ja, ich war dazu genötigt worden durch den Zwang, unbegabten Kindern über die ungeheueren Schwierigkeiten der Paradigmenerlernung hinwegzuhelfen. Und wenn ich mich daran erinnerte und wenn ich das Ergebnis meiner Arbeit ansah, so wußte ich ja auf das genaueste von der Notwendigkeit jedes einzelnen Stückes meiner Arbeit. Und doch gab es Stimmungen, wo mir das Ganze als verabscheuungswürdige Revolution, als frevelhaftes Lasten an den Heiligtümern der Überlieferung vorkam.

Genau so ist später den Gegnern der Kindermundart die ganze Lehre von der Kindermundart und die Kindermundart selbst vorgekommen. Mir selbst nicht! Ich war gegen diese Stimmung schon immun geworden durch die Ergebnisse an der lateinischen Grammatik.

Mein Unterrichtsprinzip war nun also, das ganze Unterrichtsverfahren lediglich auf das Interesse der Kinder zu begründen, das heißt also den kindlichen Geist vollkommen frei wachsen zu lassen, ohne irgendwelche Versuche zu machen das Wachstum nach dieser oder jener Richtung hin zu drängen oder in dieser oder jener anderen Richtung zu hemmen. Die Gegner haben das als pädagogische Anarchie bezeichnet und glauben damit eine berechnete Verdammung ausgesprochen zu haben. Das Wort selbst

schreckt mich nicht. Einzelne meiner Freunde haben es mit Stolz auf ihr eigenes Verfahren angewendet, wie denn ja schon öfter in der Geschichte Scheltworte der Gegner zu Ehrennamen geworden sind. Aber als Verdammungsurteil kann ich diesen Ausspruch eigentlich nur dann ansehen, wenn er von der römisch-katholischen Kirche kommt. Nur diese ist im Besiz nicht nur der Wahrheit schlechthin, sondern auch der Mittel alle Erscheinungen des Lebens im Lichte dieser Wahrheit zu betrachten und auf diese Wahrheit hin abzustimmen. Die Tradition innerhalb einer herrlich aufgebauten Kirche, deren Schlussstein die Unfehlbarkeit des Papstes ist, kann allen Zweifeln begegnen und läßt daher die Möglichkeit zu, das Geistesleben des Kindes gleichermaßen wie das Geistesleben des tüchtigsten Universitätsgelehrten zu beherrschen. Da weiß man eben, was Wahrheit und was Erkenntnis ist. Diese Erkenntnis bringt man an das Kind heran, und wenn das Kind sich sträubt sie aufzunehmen, so ist dieses Sträuben unzweifelhaft auf solche Mächte zurückzuführen, die der Kirche, also auch der Wahrheit feindlich sind. Wer da diesem Sträuben der Kinder nachgeben wollte und wer sich gar von dem Interesse der Kinder auf dessen eigene Bahnen lenken lassen wollte, der verdiente den Titel Anarchist als Verdammungswort.

Aber ich meine, bei uns, die wir der römisch-katholischen Kirche nicht angehören, liegt die Sache doch wesentlich anders. Wir haben keine beglaubigte Wahrheit, zum mindesten keine in wissenschaftlichen Dingen. Für uns, meine ich, gilt jede wissenschaftliche Wahrheit doch immer nur mit dem Vor-

behalt, daß sie jeden Augenblick durch bessere Beobachtungen, durch neuere Erfahrungen beseitigt werden kann. So sind wir denn ja auch noch außerordentlich empfindlich, wenn den Gelehrten, den Forschern irgendwelche Wahrheiten aufgezwungen werden sollen. Wenn ein Forscher sich dagegen wehrt und wenn er das Recht in Anspruch nimmt, seine Gedankengänge vollkommen frei zu gehen, dann verurteilen wir ihn keineswegs als Anarchisten, sondern wir sympathisieren mit ihm und verdammen jeden, der diese Freiheit beschränken will.

Wir „pädagogischen Anarchisten“ tun nun nichts anderes, als daß wir dieselbe Gerechtigkeit, die jeder gebildete Mann für den Universitätsprofessor wünscht, auch für das Kind wünschen, indem wir meinen, daß das Recht freier Forschung, das Recht darauf, in seinen eigenen Gedankengängen nicht gewaltsam gestört zu werden, nicht erst jenseits des Doktor-examens beginnt, sondern schon mit dem Menschen geboren wird. Wir denken von allen Weistümern, die wir in der lateinischen Grammatik und in anderen Büchern aufgespeichert haben, nicht höher als von der Glaubenslehre der römisch-katholischen Kirche. Wir halten auch die Formulierungen der lateinischen Grammatik, ja alle Formulierungen auch der allerneuesten und allermodernsten Wissenschaft für zerbrechliches Menschenwerk; für ein Werk, das gut und nützlich zum Gebrauch sein mag, aber das den Menschen, auch den heranwachsenden Menschen, auch den Kindern dienen, nicht sie beherrschen soll.

Das ist nun trotz aller freiheitlichen Redensarten, die

auf dem Gebiet der Pädagogik ebenso hoch im Kurse sind wie überall sonst, doch noch einigermaßen paradox. Am allerparadoxesten wirkt es aber auf die meisten immer noch da, wo es die allererste Geltung hat, auf dem Gebiet der Sprache. Daß das Kind die „Anfangsgründe“ aller Wissenschaften erst „lernen“ müsse und daß es auch seine Muttersprache erst „erlernen“ müsse, das ist doch wohl noch die Überzeugung von 99 Prozent aller unserer Mitmenschen, und wir stoßen daher noch überall an mit unseren Formulierungen, daß jedes Kind die Anfangsgründe der Wissenschaften und die Sprache selber neu erschaffen muß.

Es kann nicht Aufgabe dieses Buches sein, diese Theorien vollständig zu entwickeln. Wir müssen uns immer wieder auf das beschränken, was für die Auffindung der Kindermundart von Wichtigkeit war und für jeden, der sich selbst auch diese Erkenntnis verschaffen will, wieder von Wichtigkeit sein wird.

Also ich war überzeugt, daß jedes Kind sich die Anfangsgründe aller Wissenschaft und aus diesen heraus eine Weltanschauung selber schaffen muß und, was mehr ist, auch schaffen will. Der Geist des Kindes strebt mit derselben Energie nach wissenschaftlicher Erkenntnis und nach Weltanschauung, wie der Körper danach strebt zu seiner vollen Größe emporzuwachsen. Das körperliche Wachstum kann man künstlich hemmen und hat es ja vielfach getan. Es künstlich zu fördern ist, glaube ich, überhaupt kaum versucht worden. Jedenfalls nicht anders als dadurch, daß man nach Möglichkeit alle Schädigung von dem Körper



fernhielt und dem Körper Gelegenheit gab, sich auf das kräftigste zu betätigen. Genau ebenso ist es nun mit dem Geist. Ich glaube wirklich, daß wir uns über die Möglichkeit, das geistige Wachstum zu fördern, sehr großen Täuschungen hingeben, daß wir aber das geistige Wachstum weit öfter und weit entschiedener gehemmt haben, als das mit dem körperlichen Wachstum jemals möglich gewesen ist.

Ich hatte also dieses geistige Wachstum an Kindern schon längst im Zusammenhang beobachtet, ehe ich eigene Kinder hatte und ehe ich mich zu einer wirklichen Erkenntnis der Kindermundart durchgerungen hatte. Ich hatte aufgefunden, daß die Grundseelenkräfte, also etwa das, was Kant als die Kategorien aufgewiesen hat, als geistige Organe etwa dieselbe Rolle spielen wie die wichtigsten körperlichen Organe, und daß die natürliche Wachstumstendenz des Kindes dahin geht, diese Grundseelenkräfte vollkommen zu entwickeln. Im einzelnen habe ich das im „Lehrgang der Zukunftsschule“ ausgeführt, der fertig geschrieben war, ehe ich selbst Kinder hatte.

Aber als ich diesen „Lehrgang“ aufschrieb, da dachte ich doch noch an etwas ähnliches wie den herkömmlichen Unterricht. Gewiß wollte ich den Kindern ganz und garnichts aufnötigen, aber ich wollte doch die Aufzucht planmäßig in die Nähe der Erkenntnisorgane der Kinder bringen, um so das Wachstum des Geistes planmäßig zu fördern. Diese systematische Tendenz haben mir denn meine Kinder einigermaßen entzweigemacht, da ihre Wachstumstendenzen mitunter überraschend anders waren, als ich es nach allgemeinen Beobachtungen angenommen hatte. Und so blieb mir denn immer wieder

nur das übrig, wovon ich fast Jahrzehnte früher ausgegangen war: **in jedem einzelnen** Fall mit dem Geist jedes Kindes und vor allem mit der Sprache des Kindes Fühlung zu suchen. Und damit war denn wirklich alles getan. Wir blieben im Verkehr miteinander; die Kinder fragten, sobald sie etwas wissen wollten, und ich gab ihnen dann die Antwort, nach der sie begehrt. Ich habe ihnen niemals Steine statt des Brotes gegeben, soweit ich überhaupt Brot hatte.

Und da ereignete sich denn auch wieder etwas, das für meine Stellung zur Kindermundart entscheidend war. Das Interesse der Kinder erstreckte sich auf Dinge, von denen man sonst annimmt, daß sie gänzlich außerhalb des Bereichs dieser Interessen liegen; ganz besonders auch auf das Gemeinschaftsleben, auf Politik und auf Nationalökonomie. Und da man diese Dinge nun in der Literatur noch niemals mit Kindern ausgiebig behandelt hatte, so fehlten mir da vollständig die Formulierungen der Literatursprache, von denen ich hätte ausgehen können. Nationalökonomische und politische Bücher und Leitartikel, wie sie für Studenten und akademisch gebildete Zeitungsleser geschrieben und von den übrigen Lesern größtenteils doch nur mit halbem Verständnis mitgelesen werden, eignen sich natürlich für Kinder ebensowenig, wie sie sich für die größere Hälfte ihrer tatsächlichen Leser eignen. Und wenn ich, der ich selber auch solche Leitartikel nicht ungerne geschrieben hätte, nun einem Kinde Rede und Antwort stehen sollte, da war mit allen wunderschönen Wendungen, mit denen ich zu hantieren wußte, garnichts getan.

Und dabei entdeckte ich eben, daß ich tiefer als bisher in die Wissenschaft eindringen mußte, um den Kinderfragen standzuhalten. Es kann daher für mich nichts Lächerlicheres geben als die Phrase, daß ich mich in meinen politischen Hauslehrerartikeln zum Kinde herabließ, zum Kinde niederkauerte, wie man gerne nach einem neuerdings vielfach zitierten Distichon sagt, das vor hundert Jahren schon reaktionär war. Ich habe von einem Herablassen, von einem Niederkauern nicht das mindeste verspüren können. Ja, ich habe das Gegenteil sehr deutlich gemerkt. Es war die allersthärffte geistige Anspannung und die sorgfältige Durchdringung des Stoffes nötig, um alle die mir sonst doch schon längst bekannten Dinge in der Kindersprache zu formulieren. Und wenn ich von der Unbeholfenheit der Kindersprache reden höre, so muß ich immer des Leutnant Riccaut gedenken, der die deutsche Sprache eine plumpe Sprache nennt, weil sie für *corriger la fortune* nur das unbeholfene Wort „betrügen“ hat. Ganz genau so verfährt die Kindermundart mit der Phrasensprache des wissenschaftlichen oder politischen Artikels. Gewiß, die Kindersprache klingt vielfach derber, wie es sicherlich auch derber klingt, wenn man „betrügen“ sagt statt „das Glück verbessern“. Und vielen Leuten ist es ganz besonders unangenehm, wenn sie durch den derben aber treffenden Ausdruck der Kindermundart urplötzlich mit der Nase darauf gestoßen werden, daß sie sich bei den herrlichen Phrasen, die sie bisher immer verwendet haben, gar nichts, wirklich gar nichts gedacht haben. Die Kindermundart umfaßt und benennt nur einfache

wirkliche Dinge und Vorgänge materieller und seelischer Art. Man muß also alles in die einfachsten Bestandteile zerlegen, wenn man es in der Kindermundart ausdrücken will. Und das versuche man einmal bei einem politischen Leitartikel oder bei einer wissenschaftlichen Abhandlung!

Ja, da sind wir freilich mit einer Ausrede schnell bei der Hand. Wir müßten bei einem Leitartikel und namentlich bei einer wissenschaftlichen Abhandlung gewisse Vorkenntnisse voraussetzen, sonst kämen wir nicht weiter. Dazu wären eben die Schulen da, um diese Vorkenntnisse beizubringen.

Nun ja, das mag sein, und daß man für ein Lesepublikum von wissenschaftlich gebildeten Nationalökonomien anders schreiben muß als für Kinder oder für Leute aus dem Volke, das kann man wohl zugestehen. Aber wer die Wissenschaft beherrscht, der müßte, scheint mir, auch jeden Augenblick imstande sein, sie in ihre einfachsten Bestandteile zu zerlegen und dann so zu sprechen, daß er nur mit diesen einfachsten Bestandteilen operiert. Ich mache es allwöchentlich so mit meinen Hauslehrerartikeln. Sonst aber sehe ich, besonders auch in der Wissenschaft, die sich selbst als populär bezeichnet, immer noch vorzugsweise das Bestreben mit den herkömmlichen Phrasen zu hantieren, vielleicht um sich darüber auszuweisen, daß man diese Phrasen gründlich erlernt hat. Ich habe aber doch den Eindruck, daß es meistens geschieht, weil man nicht so tief in die Sache eingedrungen ist, um mit den Grundbestandteilen sicher hantieren zu können. Ich schäpfe diese Überzeugung

aus Gesprächen. Wer da behauptet, daß er sich geniere, vor dem Publikum mit etwas anderem als mit den einmal wissenschaftlich approbierten Wendungen zu hantieren, der müßte dann doch wenigstens im Gespräch imstande sein, auf Verlangen einfacher zu denken. Und ich habe immer gefunden, wer wirklich auf Verlangen einfacher denken kann, der geniert sich auch nicht, einfacher zu schreiben und an Stelle der Phrase, die ja allerdings einen besseren und gebildeteren Klang hat, das treffendere einfachere Wort zu setzen. Ganz besonders amüsiert es mich aber immer, wenn man gelegentlich in Kritiken mir einzelne meiner derben oder „saloppen“ Ausdrücke aufmußt und sich dann die Mühe gibt, sie durch tadelloses Schriftdeutsch zu übersetzen. Regelmäßig kommen dabei Formulierungen heraus, die nicht etwa nur mir als waschlappig vorkommen, sondern die auch auf unsorgfältiges Denken zurückzuführen sind. Davon will ich nur ein Beispiel anführen, das mir ganz besonders geeignet erscheint, auf das Verhältnis zwischen der Sprechsprache und Kindermundart einerseits und dem papiernen Literaturdeutsch andererseits Licht zu werfen.

In einem meiner Artikel findet sich der Satz: „Da hat man früher auch gemeint, richtiges Latein, das wäre nur so, wie Cicero schreibt, und richtiges Griechisch, das wäre nur so, wie Sokrates schreibt.“ Diesen Satz greift einer der hauptsächlichsten Gegner des Rechts der Kindersprache heraus und stellt die schriftdeutsche Formulierung gegenüber. Er fragt: „Glaubt Otto wirklich, der Satz wäre unverständlich, wenn er etwa sagte: Früher hatte man gedacht, nur

Cicero schreibe richtiges Latein, und nur bei Sokrates fände man richtiges Griechisch?!"

Ich lasse hier die ästhetische Seite der Sache, also welche von beiden Formulierungen kräftiger ist, vollkommen beiseite und halte mich nur an das Begriffliche. In der sprechdeutschen Formulierung ist genau gesagt, was richtiges Latein ist, nämlich „so wie Cicero schreibt“. Wollte man es zu einem richtigen Ausdruck schriftdeutsch formulieren, so würde man sagen müssen: „Nur die Schreibweise Ciceros wäre richtiges Latein und nur die Schreibweise des Sokrates wäre richtiges Griechisch“. Für jeden, der es mit dem Denken ernst nimmt, ist direkt Unsinn aus dem Satz gemacht. Wenn nur Cicero richtiges Latein schreibe, so wären unsere sämtlichen Humanisten und unser ganzer Gymnasialunterricht auf das fürchterlichste blamiert, denn dadurch, daß man ebenso schreibt wie Cicero geschrieben hat, wird man doch nicht Cicero, und wenn nur Cicero richtiges Latein schreibt, tut's eben kein anderer. Noch schlimmer ist die Verunstaltung, die der zweite Teil des Satzes erfahren hat. „Nur bei Sokrates fände man richtiges Griechisch.“ Da ist durchaus die Möglichkeit offen gelassen, daß Sokrates der Herausgeber einer Anthologie wäre, die das richtige Griechisch aus allen möglichen Schriften enthielte. Und das ist nur einer der schändlichsten Moden des Schriftdeutschen zu Liebe geschehen, der Mode des Variierens. Nachdem der Gegner der Kindermundart eben geschrieben hat, daß „nur Cicero schreibe“ kann er nicht gleich wieder schreiben, „nur Sokrates

schriebe,“ sondern der Ausdruck muß variiert werden, wenn auch auf Kosten der Trefflichkeit und der Wahrheit.

Aber selbst mit der richtigen, nicht durch unsorgfältiges Denken verdorbenen Formulierung, „nur die Schreibweise Ciceros wäre richtiges Latein,“ kann man bei Kindern und bei der großen Mehrzahl unseres Volkes, den nicht akademisch Gebildeten, nichts ausrichten. Der Ausdruck packt nicht. Und auch das liegt wieder daran, daß er an und für sich viel zu unbestimmt ist. Ein derartiger Ausdruck klingt dem Kinde und dem nicht akademisch Gebildeten immer so, als ob wer weiß welche Geheimnisse noch dahinter verborgen wären. Der Ausdruck „so wie Cicero schreibt“ ist dagegen der Kindersprache entnommen und trifft eben deswegen den Nagel auf den Kopf. Denn die lebendige Sprechsprache und ganz besonders die Kindermundart hat eben die Eigenschaft, daß sie unter hundert Fällen neunundneunzigmal den Nagel auf den Kopf trifft. Die Schriftsprache haut so oft schief und daneben, daß der Nagel oft gänzlich verbogen und überdies noch die angrenzende Wand zerschlagen wird. — Ich berufe mich auf die eigene Beobachtung des geneigten Lesers, wenn er einen Tertianer fragt, warum er denn im Aufsatz eine schlechtere Zensur erhalten hätte als der Primus, ob der dann antworten wird: „Die Schreibweise des Primus vermag ich eben nicht nachzuahmen,“ oder ob er sagen wird: „So wie der schreibt, gefällt’s eben dem Lehrer und so kann ich eben nicht schreiben.“

Aber ich bin, um das, worüber wir gerade sprachen, recht deutlich zu sagen, den Ereignissen schon vorausgeeilt.

Denn in den ersten zehn Jahren, wo ich eigene Kinder hatte, habe ich doch nichts dazu getan, daß Kindermundart gedruckt oder auch nur aufgeschrieben wurde. Ich habe sie eben nur gesprochen und vor allem beobachten gelernt. Und das ist auch das erste, was ich jedem empfehle, der sich über Kindermundart ein Urteil bilden will: Er muß mit wirklichen, lebendigen Kindern sprechen, muß deren Sprache als richtig anerkennen und dann das, was er den Kindern sagen will, nur in den Mitteln dieser Sprache ausdrücken. Man lernt, wie gesagt, wirklich viel dabei, sowohl in Hinsicht auf die Sprache wie auch in Hinsicht auf die Dinge selbst, über die man spricht.

Wann mir zuerst der Gedanke aufgetaucht ist, die Kindermundart wirklich, so wie ich sie spreche und wie ich sie von Kindern sprechen hörte, aufzuschreiben und drucken zu lassen, das weiß ich nicht mehr genau. Nur erinnere ich mich, daß die ersten Pläne eine so ähnliche Zeitschrift, wie der Hauslehrer ist, zu begründen, sich an bestimmte Fußstouren knüpfen, die ich in den Jahren 1895 und 1896 gemacht habe. Zur praktischen Ausführung kam es erst im Jahre 1898, als ich die „Deutsche Schulreform“ herausgab. Damals las ich im ostfriesischen Schulblatt eine Geschichte, die auch sonst durch die Zeitungen gegangen ist, daß ein Leutnant in der Instruktionsstunde gefragt habe, wer Bismarck sei, und daß keiner die richtige, die meisten aber ganz absurde Antworten gegeben hätten. Es war daran die Bemerkung geknüpft, daß es keine Schrift gäbe, die in wirklich allgemein verständlicher Sprache über das Werk des Fürsten



Bismarck aufkläre. Das packte mich sofort, und ich setzte mich hin, um ein „Lesestück vom Fürsten Bismarck“ zu schreiben. Ich wollte in einem kurzen Lesestück Kindern verständlich das auseinandersetzen, was es mit Bismarck's Werk auf sich hat. Ich wollte das, weil ich schon längere Zeit mit meinen Kindern über solche Dinge gesprochen hatte und ich glaubte das in einem kurzen Lesestück zu können, obwohl ich mit meinen Kindern schon längere Zeit über solche Sachen gesprochen hatte. Beides ist von Wichtigkeit.

Denn zuerst ging das Schreiben ganz und gar nicht so glatt, wie ich das gedacht hatte. Ich bin schon von meiner Schülerzeit her gewöhnt, glattweg zu schreiben, und wenn beim Schreiben meine Feder überhaupt ins Stocken kam, dann legte ich sie weg. Und wenn ich denselben Gedankengang später fortsetzte, dann mußte wenigstens eine geraume Zeit verfließen sein. Hier beim Lesestück vom Fürsten Bismarck passierte es mir zum erstenmal, daß die Feder immer wieder stockte. Also in dem Augenblick, wo ich die Feder zur Hand nahm, tobte in mir noch einmal der ganze Kampf zwischen Schriftdeutsch und Sprechsprache, den ich vorher beim mündlichen Gebrauch der Sprache schon Jahrzehnte lang gekämpft hatte und siegreich beendet zu haben glaubte und den jetzt noch jeder neu zu durchkämpfen hat, wenn er sich zum erstenmal mit der Kindermundart befaßt. Ich schwankte hin und her zwischen den Ausdrücken, die mir mein literarisches Gewissen gebot, und denen, die mir mein pädagogisches und psychologisches Gewissen gebot.

Die ungeheure Macht der Gewohnheit war überdies noch auf Seiten des literarischen Gewissens.

Ich half mir mit einem praktischen Mittel. Für diese politischen Dinge interessierte sich meine damals noch nicht ganz zehnjährige zweite Tochter am meisten; und sie sprach noch eine recht unverdorbene Sprechsprache, da sie damals noch so gut wie gar nichts gelesen hatte, während meine älteste Tochter, die im Verkehr mit Kindern und beim Märchenerzählen die beste Kindermundart sprach, im Verkehr mit mir sich hauptsächlich des Schriftdeutschen bediente, das sie als überaus eifrige Leserin im Alter von zehn Jahren schriftlich und mündlich schon vollkommen beherrschte. Ich verfiel nun darauf, mir bei allem, was ich niederschreiben wollte, vorzustellen, wie es klänge, wenn meine zweite Tochter es ausspräche. Es war also nur ganz konzentriert und bewußt angewendet dasselbe Verfahren, wie ich es schon früher in unzähligen Einzelfällen bei bestimmten Unterrichtszwecken verwandt hatte. Die literarische Verwendung aber war dennoch neu und immerhin nicht ganz ohne Mühe. Und ich mußte schon sehr gut gestimmt sein, wenn es mir gelingen sollte, soviel von dem Lesestück, wie für eine Nummer der Schulreform nötig war, wenigstens einigermaßen in einem Zuge zusammenzubringen.

Und dann kam das zweite Wunderbare: daß nämlich die Arbeit auf das zehnfache des vorher geschätzten Umfanges anwuchs. Da ich sonst gewohnt war, meine Aufsätze bis auf die Seitenzahl genau vorher zu berechnen, so war das für mich ein ganz besonderes Ereignis, und ich

habe gerade daraus vom Wesen und vom Nutzen der Kindermundart noch besonders viel gelernt. Es kommt eigentlich bei jeder Mundart, bei jeder Sprache und ganz besonders auch bei der Kindermundart gar nicht so sehr auf die Begriffe wie auf die ganze Stimmung an. Das ist Anwendung einer Erkenntnis, über die wir uns ja weiter oben schon unterhalten haben. Es genügt nicht, die verwickelten Begriffe in ihre einzelnen Bestandteile aufzulösen und diese Bestandteile dann der Reihe nach und allmählich zusammensetzend zu den verwickelten Gebilden zusammenzuformen, man muß die Sachen auch so aussprechen, daß das Gemüt des Kindes daran teilnimmt. Und gerade das muß man aus den Klängen der Kindersprache heraus hören. Die Gegner der Kindermundart scheinen dafür überhaupt kein Organ zu haben. Es ist mir öfter unerträgliche Breite, Weitschweifigkeit, Abirren vom Hundertsten ins Tausendste vorgeworfen worden, wo ich für meine Person ganz sicher bin, daß ich nur den Stimmungsgängen und der dadurch bewirkten Eigenbewegung der Vorstellungen mir durchaus bekannter Kinder gefolgt bin. Es tut mir daher immer weh, wenn ich solche Urteile von Leuten höre, denen Kinder zur Erziehung anvertraut sind.

Wenn man ein Gefühl für diesen Stimmungsgang hat, so wird man davon sicherer geleitet als von einer sorgfältig gearbeiteten Disposition. Wer auf diese eigene Vorstellungsbewegung genau acht gibt, kann bei jedem Arbeiten nach einer Disposition die Stückelung merken, die Stellen, wo man die Gedankengänge gewaltsam unterbrochen hat und

nun andere Gedanken so weiterführen muß, als ob man einfach denselben Weg weiterginge. Gewiß, der Bequemlichkeit des Lesers kommt man durch ein Arbeiten nach der Disposition mehr entgegen, namentlich des Viellesers unserer Zeit, der überhaupt von jedem Absatz wirklich nur einige Sätze ordentlich erfäßt. Dem kommt es mehr auf einen allgemeinen begrifflichen Zusammenhang an, wie er eben durch eine Disposition am leichtesten hergestellt wird. An dem organischen Zusammenhang eines Gedanken- und Vorstellungsgebildes liegt ihm nichts. Deshalb sollte man aber eigentlich für solche Leser nur Aphorismen schreiben.

So hat bei mir gleich der erste Versuch, mich der Kindermundart anzupassen, eine ganz starke Umgestaltung meiner ganzen Schriftstellerei zur Folge gehabt. Aber gleich beim ersten Versuch konnte ich merken, daß diese Art der Schriftstellerei zum mindesten für uns nach dem Bildungsgange, den wir geführt worden sind und den ich selber an mir als Beispiel soeben geschildert habe, erheblich schwerer ist, als die nach der etwas über zwei Jahrtausende alten Schablone.

Im übrigen hatte gleich diese erste Arbeit dasselbe Schicksal, das allen ähnlichen Schriften nachher wieder zuteil geworden ist. In den Urteilen waren alle Stufen menschlicher Gemütsregungen von der größten Begeisterung bis zum grimmigsten Hohne zu finden. Darin freilich hatte ich mich getäuscht, daß ich glaubte, es würden gleich weite Kreise unseres Volkes die Zweckmäßigkeit einer solchen Schriftstellerei einsehen. Dazu war denn doch die Macht

der überlieferten Vorurteile zu groß. Und dann mag es wohl, wie es bei unseren wirtschaftlichen Einrichtungen natürlich ist, überhaupt nicht möglich gewesen sein, einer irgendwie beträchtlichen Minderheit unseres Volkes mitzuteilen, daß diese Schriftstellerei existierte. Vielleicht ist das auch jetzt noch der Hauptgrund, daß so wenig Leute etwas von Kindermundart wissen wollen.

Allerdings von reiner Kindermundart ist doch „Fürst Bismarcks Lebenswert“ noch weit entfernt. Es war ja auch gar nicht meine Absicht gewesen, solche Gedanken und Gedankenfolgen darzustellen, die bei den Kindern schon von selbst vorhanden gewesen waren. Ich wollte den Kindern Dinge erzählen, die ihnen neu waren, wenn auch möglichst in einer Form, die ihnen vertraut war. Aber es mußten doch schließlich auch die wichtigsten Ausdrücke, die in unserem politischen Leben gebraucht werden, allmählich eingeführt und erklärt werden. Also das führt naturgemäß aus der Kindermundart heraus. Und das ist ein Schicksal, das selbstverständlich allen meinen politischen oder sonst populärwissenschaftlichen Artikeln im Hauslehrer beschieden ist. Ich habe mir da, wie's nach allem Vorhergeschilderten natürlich ist, die Norm gemacht, das Neue, das ich an das Kind herbringe, in sorgfältigen Dosierungen zu bringen. Es ist das gerade die Schwierigkeit, der die meisten Pädagogen nicht gewachsen sind. Ein Elementarschnitzer gegen jede vernünftige Pädagogik ist es, zwei Schwierigkeiten, das heißt also, zwei dem Kinde bisher noch nicht geläufige Vorstellungen, in einer Vorstellungsaktion, also, grammati-

kalisch gesprochen, in einem Satz zu vereinigen. Man findet in pädagogischen oder von Lehrern für Kinder geschriebenen Büchern gar nicht selten Sätze, in denen drei und mehr Schwierigkeiten gehäuft sind.

Davon habe ich mich gleich in meiner ersten Schrift ferngehalten. Und dazu verhalf mir natürlich nur die Kenntnis der Kindermundart. Es ist wirklich so, man mag es bedauern oder nicht: In einer nicht fernen Zukunft wird niemand mehr auf den Ehrentitel eines Pädagogen Anspruch machen dürfen, der nicht die Kindermundart beherrscht.

Das war im Jahr 1898 gewesen. Nun war in mir diese Art Schriftstellerei einmal angeregt, und ich begann dann gleich im folgenden Jahr einen Stoff aus mir herauszuarbeiten, der mich fast schon zwanzig Jahre gequält hatte: Die Erzählung der Faustsage. Aber diesmal blieb es beim ersten Anfang. Das, was damals die Fortsetzung hinderte, ist so charakteristisch, daß ich es hier kurz mitteilen muß. Ich schrieb auch den Anfang der Faustsage natürlich genau so, wie meine Kinder sprachen, und so war es notwendig, daß bei der Erklärung des Wortes „Sage“ nicht das Wort „geschehen“ vorkam, das von Leipziger Kindern ebensowenig wie von Berlinern gebraucht wird; in beiden Städten und noch in großen anderen Gebieten unseres Vaterlandes brauchen die Kinder und das Volk dafür das Fremdwort „passieren“. Und nun schrieb mir ein süddeutscher Freund unserer Bestrebungen und der deutschen Sprache, das Wort „passieren“ läme „bis zum Ekel oft“ in dem einen Ab-

schnitt vor. Dieses Gefühlurteil wirkte so stark, daß es die Fortsetzung der Niederschrift auf beinahe zwei Jahre unmöglich machte. Charakteristisch ist es insofern, als uns wirklich ein recht schroffes Urteil über irgendeine der landläufigen Phrasen, die ein Kritiker in unseren Schriften gefunden hat, vollkommen kalt läßt. Ein Schriftsteller ärgert sich natürlich ein wenig über jede ungünstige Kritik, aber davon abgesehen ist es ihm wirklich herzlich gleichgültig, ob sich ein Kritiker vor dieser oder jener Phrase, die man der Lektüre entnommen hat, ekelt oder nicht. Aber dieses selbe Gefühl ausgesprochen gegen ein Stück Sprache, das wir als Teil unseres innersten Lebens empfinden, kann, wie dies Beispiel zeigt, ganz außerordentlich stark wirken.

So blieb der ganze Jahrgang 1899 der „Schulreform“ ohne Beiträge in Kindermundart. Dann ging die Zeitschrift überhaupt ein, um erst zu Beginn des neuen Jahrhunderts unter Arthur Schulz' Leitung als „Blätter für deutsche Erziehung“ seine Auferstehung zu feiern.

Gleichzeitig aber begründete ich eine besondere Zeitschrift, die ganz und gar den Zweck hatte, zwischen Erwachsenen und Kindern als Dolmetscher zu dienen. Denn nachdem ich einmal auf die Möglichkeit gedrängt worden war, Kindermundart oder doch eine der Kindermundart angenäherte Sprechsprache des Erwachsenen auch literarisch zu verwerten, sah ich kein Hindernis mehr, das ganze Verfahren, das ich nun doch schon jahrzehntelang erst fremden, dann meinen eigenen Kindern gegenüber angewendet hatte, auch anderen Eltern so mitzuteilen, daß sie es eben-

falls versuchen konnten. Der Zweck der Zeitschrift war also zunächst rein pädagogisch. Ich fand kein anderes Mittel, die Eltern und zum großen Teil auch die Lehrer zu lehren, wie sie ihre Kinder vernünftig behandeln könnten, als eben das, daß ich es ihnen literarisch vormachte.

Das wichtigste Hindernis, das es dabei zu beseitigen gab, war gar nicht einmal so sehr die Voreingenommenheit gegen die Kindersprache, als vielmehr etwas anderes, das allerdings genau derselben Wurzel entspringt. Ich mußte im Hauslehrer, um überhaupt die Eltern zur Beachtung der Kindermundart anzuregen, doch vor allen Dingen die Forderung aufstellen, daß das Kind in Gesprächen als gesellschaftlich gleichwertig behandelt werden sollte. Diese Forderung formulierte ich als die eines geistigen Verkehrs mit Kindern. Ich machte darauf aufmerksam, daß nichts so sehr einen geistigen Verkehr hindert, als das Befehlen und Gehorchen.

Fast zu jedem Vierteljahrsbeginn richtete ich immer aufs neue die Mahnung an die Eltern, sich bei Gesprächen mit ihren Kindern immer einzubilden, daß das Kind eine fremde Dame wäre, der man im Salon zu antworten hätte, und daß man gegen das Kind keine der Unarten begehen dürfe, die ein wohlherzogener Mensch gegen die Dame im Salon nicht begeht. Dadurch fällt vor allen Dingen die Möglichkeit weg, die Sprache des Kindes im Gespräch zu „verbessern“. Denn ich meine, im Salon würde man doch wohl Bedenken tragen, eine Redewendung, die man als sprachlich unrichtig ansieht, der Dame, die sie gesprochen, aufzumugen



und ihr zu sagen, so dürfe sie nicht sprechen, das heiße so und so. Wenn man es doch tte, so würde man mit vollem Recht als Flegel angesehen werden. Und jedenfalls würde man das Gespräch selbst in diesem Augenblick zerstören. Alle Aufmerksamkeit der Dame und der übrigen Zuhrer würden abgelenkt werden von dem, wovon eigentlich die Rede war, auf diese sprachliche Meinungsverschiedenheit. Das ist allbekannt, und das sieht jeder ein. Aber wenn man nun fortfhrt und sagt: „Beim Gespräch mit einem Kinde geht's genau ebenso,“ dann kommt man mit dem allbekannten sofort auf Paradoxe, denn die Sprache der Kinder in jedem Augenblick zu „verbessern“, dazu glaubt man nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht zu haben. Nun, wenn es denn wirklich eine Pflicht wäre, das Kind aus solchen sprachlichen Nöten zu erretten, so sehe ich wirklich nicht ein, warum man nicht dieselbe Pflicht der Dame im Salon gegenüber fühlt. Wenn man sonst jemanden ernstlich gefährdet sieht, so springt man ihm doch auch ohne weiteres bei, einerlei, ob es ein Kind oder eine Salondame ist.

Ja, da sagt man, die Salondame ist eben fertig ausgebildet, und das Kind ist noch nicht fertig ausgebildet. Das heißt aber mit anderen Worten: Das Kind hat, so wie es in einem bestimmten Augenblick ist, und auch ganz besonders mit seiner Sprache, die es in diesem Augenblicke hat, noch keinen selbständigen Wert. Es existiert überhaupt nur als Vorbedingung für etwas, das später einmal wertvoll sein wird. Und das ist die Mei-

nung, die, wie mir scheint, jeder, der es mit dem Wohle der Menschheit ernst nimmt, auf das unerbittlichste bekämpfen muß. Ich meine, es wäre doch wirklich absurd, in den Apfelblüten weiter nichts zu sehen, als die leider noch sehr unvollkommene Vorbedingung für die zukünftigen reifen Äpfel, oder gar in der Rosenknospe nur die noch sehr unvollkommene Vorbedingung der zukünftigen Hagebutte. Wenn wir dem Menschenleben so, wie es hier auf Erden geführt wird, überhaupt irgendwelchen Wert beimessen wollen, so können wir diesen Wert nicht bei einem bestimmten Lebensjahr, etwa bei der Geschlechtsreife oder beim Eintreten der Mündigkeit oder mit der Reichstagswahlberechtigung beginnen lassen. Wenn das Menschenleben überhaupt Wert hat, so hat es Wert von seinem ersten Tage an. Sogar der wirklich nicht sentimentale Kriminalist erkennt das an, und wer vorsätzlich und mit Überlegung ein soeben geborenes Kind umbringt, wird gerade ebenso mit dem Tode bestraft wie der, der eine hochgebildete Dame oder einen berühmten Gelehrten umbringt.

Ja, und . . . wir nennen uns doch der großen Mehrzahl nach Christen, wenngleich verschiedene Leute mit diesem Namen sehr verschiedenen Sinn verbinden. Aber immerhin schreibt doch die ungeheure Menge derer, die sich Christen nennen, den Lehren Christi eine ganz besondere Bedeutung zu. Und auch die, die sich im allgemeinen gegen ihn und gegen seine Lehren und namentlich gegen das, was später daraus gemacht worden ist, unbedingt feindlich stellen, selbst die sind, wenn es ihnen einmal gelingt, den Bericht über

diese Worte im Neuen Testament unbefangen zu lesen, mitunter erschüttert von der Macht dieser Lehren. Ich meine aber, eine der gewaltigsten und erschütterndsten dieser Lehren ist doch das Wort: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Mir scheint immer, dieses eine Wort wiegt alles das auf, was wir seit Jahrhunderten, ja vielleicht seit Jahrtausenden über Pädagogik zusammengeschrieben haben.

Und dieselben Leute, die sich Christen nennen und sich mit allen vielfach prunkvollen Außerlichkeiten zur Lehre Christi bekennen, die haben praktisch kein anderes Bestreben, als das Kind möglichst bald dahin zu bringen, daß es nicht mehr so sei wie die Kinder!

Ich will hier in diesen Gedanken nicht weiter gehen. Aber es ist wirklich so, wie der Leser nach diesen Worten vermuten mag: Ich halte die Achtung vor der Kindermundart nicht nur für eine sprachliche, sondern auch für eine sittliche Pflicht der Erwachsenen. Ich halte es für eine sittliche Verfehlung, wenn Erwachsene dem Kinde seine Sprache als etwas gänzlich Wertloses, ja als etwas möglichst bald Wegzuwerfendes bezeichnen. Das Kind wird wirklich auch seine Sprache ganz von selber los werden; ebenso wie der Körper aus seinen kindlichen Formen herauswachsen wird, so wird es auch der Geist und mit ihm die Sprache. Aber ebenso wie es roh und unverzeihlich ist, wenn man das Kind wegen seines noch schwächlichen Körpers im Vergleich zu den Erwachsenen schilt, ebenso roh und unverzeihlich ist es, wenn man es mit der Kindermundart ebenso macht.

Die bildende Kunst hat sehr lange gebraucht, bis sie die Schönheit des Kinderkörpers erkannte. Sie mag auch den Körper lange Zeit hindurch so angesehen haben, wie die meisten Leute noch jetzt die Sprache der Kinder ansehen, aber die bildende Kunst hat sich durchgerungen zur wirklichen Erkenntnis dieser Schönheit. Die Sprachkunst muß sich entschließen, diesen Schritt nachzumachen.

Nun, das alles sind Erwägungen, wie sie sich mir in meinem jahrelangen Kampf um den Hauslehrer immer wieder aufdrängten. Im Anfang war ich viel friedlicher gestimmt. Ich wollte den Leuten, die noch nichts von der Kindersprache verstanden, gar kein Leid tun. Im Gegenteil, ich wollte ihnen etwas zeigen, das ihnen so nahe lag und dessen Schönheit sie nicht kannten. Ich hoffte damit ihnen ebensoviel Freude zu machen, wie das jeder Führer tut, der die Menschen zu neuen, schönen Dingen und Aussichten hinführt. Bei vielen ist das nun ja auch gelungen. Aber bei fast noch mehr anderen hatte es im Anfang den entgegengesetzten Erfolg. Man fühlte sich beleidigt; und ich hatte doch niemanden angegriffen. Ich hatte nur eben gesagt: „Ihr beklagt Euch, daß Eure Kinder noch so dumm sind, daß sie Eure Erklärungen vielfach nicht folgen können und daß sie noch so ungebildet sprechen; ich zeige Euch nun, daß Eure Kinder wirklich gar nicht so dumm sind, daß sie gar nicht ungebildet sprechen, wenn man nicht die Rosenknospe für ungebildeter erklären will als die Hagebutte, sondern daß sie eben ihre ganz bestimmte Ausbildung der Sprache haben, die genau ihrem Alter entspricht. Und wenn

Ihr Euch Mühe gebt, diese Ausbildung der Kindersprache kennen zu lernen, dann werdet Ihr finden, daß diese Kindersprache an und für sich ebenso berechtigt ist, wie etwa der dorische und aolische Dialekt für den klassischen Philologen; und Ihr werdet, was noch mehr wert ist, finden, daß Ihr selbst mit Euren Kindern über die wichtigsten Dinge so sprechen könnt, daß die Kinder Euch vollständig verstehen und daß es Euch ebenso wie die Kinder interessiert."

Das ist es doch, was der Hauslehrer will und lehrt. Und dadurch fühlten sich Hunderte, ja Tausende von Eltern und Lehrer beleidigt. Wie ist das möglich?

Ja nun, es ist die alte Geschichte, die bei jeder neuen Erfindung und Entdeckung, bei jedem Fortschritt der Menschheit sich wiederholt. Es gibt immer Leute, die das, was der Entdecker neues vorbringt, um deswillen schelten, weil sie es eigentlich längst hätten selbst finden müssen. Sie haben aber an derselben Stelle so oft gesucht und haben nichts gefunden, und eben deswegen sagen sie aus voller Überzeugung: Wenn es etwas von Wert wäre, so wäre es doch sicherlich uns nicht entgangen!

Und nun hat die Kindermundart das gegen sich, daß hier sowohl Lehrer wie auch Eltern im eigentlichsten Sinne Sachverständige sein müßten. Ich hoffe, daß sie es nach wenigen Jahrzehnten auch sein werden. Aber jetzt sagt sich die große Mehrzahl von ihnen immer noch: „Wenn an der Kindermundart wirklich etwas wertvolles wäre, so müßten wir, die wir täglich damit zu tun haben, es doch längst gemerkt haben. Wir sehen aber nichts als ein abscheuliches

‚Gestammel‘ und ‚Kauderwelsch‘, und nun sollen wir diese ~~großliche~~ Sprachverwirrung gar noch als etwas besonders Wertvolles anerkennen!“

Genau so ist es, wie gesagt, schon zu allen Zeiten bei allen Erfindungen und Entdeckungen gegangen, und zu den Entdeckungen wird man die Auffindung der Kindermundart doch wohl rechnen müssen. Denn die Naturwissenschaft hat uns schon längst gelehrt, daß es Hunderte von Entdeckungen auf den Gebieten noch zu machen gibt, die wir alle durch langjährige tägliche Erfahrung auf das beste zu kennen meinen. Vor einigen hundert Jahren würde man gegen einen solchen Ausdruck auch auf naturwissenschaftlichen Gebieten sich ebenso energisch gewehrt haben, wie man es jetzt noch auf geisteswissenschaftlichen Gebieten tut. Aber das ist jetzt schon anders. Schon unsere Eltern und Großeltern sind der Naturwissenschaft gegenüber in ganz anderer Stimmung; in einer beständigen Erwartung neuer Entdeckungen. Vielleicht wird uns die Zukunft zwingen, uns auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften ebenso zu verhalten.

Das ist freilich richtig, daß es etwas Ungeheuerliches wäre, wenn jemand allein so etwas fände, während Tausende von anderen, die mit ähnlicher Vorbildung dieselben Dinge vor Augen sehen, an derselben Stelle gar nichts gefunden haben. Aber wenn das so wäre, so wäre das in den meisten Fällen ein großes Unglück für den Entdecker selbst, zum mindesten auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften, wo man nicht mit chemischen oder physikalischen Experimenten operieren kann. Dann würde der Entdecker gar

keine Möglichkeit haben, sich mit seinen Mitmenschen über die Sache zu verständigen. Man würde ihn und seine Entdeckung unbeachtet lassen.

Das Schicksal wäre der Kindermundart auch widerfahren, wenn ich es ganz allein wäre, der sie entdeckt hätte. Aber gerade das hat sich durch die Zeitschrift herausgestellt, daß es in Deutschland Hunderte, ja Tausende von Familien gibt, in denen man ebenso dicht vor der Entdeckung stand, wie ich beim Beginn meiner Arbeiten gestanden hatte. In diesen Hunderten und Tausenden von Familien gab es einen geistigen Verkehr zwischen Eltern und Kindern gerade so wie in meinem Hause. Und in diesen Familien fand der Hauslehrer Anerkennung. „Das ist gerade so, wie Väterchen uns das immer erklärt,“ so hat es damals in vielen Familien geheißt. Und in diesen Familien nahm man dann den Hauslehrer gerne auf, weil man sein eigenes Verfahren dort literarisch gerechtfertigt sah, weil man sich nicht mehr von anderen sagen zu lassen brauchte, daß diese Art des Verkehrs mit Kindern etwas wäre, das von der ganzen pädagogischen Literatur verdammt würde. Mir haben im Laufe der Jahre mehrfach Lehrer gesagt, daß sie schon längst mit ihren Schulkindern in derselben Weise gesprochen hätten, aber immer dabei Angst gehabt hätten, es könne einmal ein „Sachkundiger“ dazu kommen und diese gänzlich „unpädagogische“ Art bemerken. Und mehr als einer von diesen Lehrern hat mir seine Freude darüber ausgesprochen, daß er nun sein eigenes Verfahren literarisch gerechtfertigt sähe.

So war es in den ersten Jahren, als der Hauslehrer erschien. Jetzt treten Berichte über solche pädagogische Tätigkeit mehr und mehr ohne Scheu vor die Öffentlichkeit.

Für mich war die Zustimmung, die ich gleich zu Anfang fand, doch von nicht geringer Bedeutung. Meine Stimmung war im Anfang schwankend. Nicht in Hinsicht auf die Richtigkeit meiner Überzeugungen, wohl aber in Hinsicht auf die Möglichkeit, jetzt schon damit auf weitere Kreise zu wirken. Ich schwankte zwischen der Hoffnung auf einen raschen, großen Erfolg und der Befürchtung, daß die Zeit für die ganze Sache überhaupt noch nicht reif wäre. Diese Befürchtung war deswegen nicht unbegründet, weil mein theoretisches Hauptwerk, der „Lehrgang der Zukunftsschule“ trotz elfjähriger Bemühungen keinen Verleger gefunden hatte und dann erst von mir selber in der „Deutschen Schulreform“ abgedruckt worden war.

So brauchte ich denn die Ermutigung, die ich durch die vielfache Zustimmung fand, zur Weiterführung meines Werkes. Und neben diesen Zustimmungen kamen dann auch die Anfeindungen nicht mehr als Abschreckung, sondern im Gegenteil als Anstachelung zu neuer Tätigkeit zur Geltung.

Unsere ganze bisherige Darstellung hat uns aber immer noch nicht zur reinen Kindermundart geführt. Wir haben in dem bisher Besprochenen immer noch eine Art Sprechsprache der Erwachsenen, allerdings die, die der Erwachsene unter dem Einfluß der Kindermundart annimmt. Es ist



das doch noch etwas anderes als die gewöhnliche Sprechsprache der Erwachsenen. Wir sprechen ja oben davon, daß Sprache immer neu entsteht und immer zwischen wenigstens zwei Menschen entsteht, daß jeder sich selbst nur dadurch und insoweit versteht, als er merkt, daß er von dem andern verstanden wird. So ist Sprache niemals Schöpfung eines einzelnen, ebensowenig wie etwa der Blitz von der Wolke geschaffen wird. Der Blitz ist ein Ausgleich der elektrischen Spannung zwischen Wolke und Erde oder zwischen zwei Wolken. Aber zwei gehören dazu, sonst entsteht kein Blitz. Mit der Sprache ist es ebenso. Nicht einmal die Selbstgespräche beweisen etwas dagegen. Denn auch sie richten sich, wenn man genau zusieht, an einen ganz bestimmten Bekanntenkreis und sind so eingerichtet, wie man möchte, daß diese Leute es hören sollten. Der akademisch Gebildete, der sich den Leuten aus dem Volke oder den Kindern absolut nicht verständigen kann, begeht nur den Fehler, daß er seine ganze Sprache nur an akademisch Gebildete und Bücherleser richtet. Er kommt nicht in den elektrischen Austausch mit dem, der ihm gerade gegenüber ist, sondern immer nur mit seinesgleichen. Uns aber, die wir mit Kindern in geistigen Verkehr gekommen sind, ist wirklich das Kind Mitthelfer der Spracherzeugung; aber eben nur Mitthelfer. Wir selbst arbeiten auch mit daran, und es wird also keine Kindermundart daraus, sondern ein Verständigungsmittel zwischen Kind und Erwachsenen.

Immerhin ist aber auch das eine durchaus lebendige Sprache und eine Sprache, die genau ebenso berechtigt ist,

wie jede andere, die jemals in die Literatur gelangt ist. Und sie drängt den, der sie beherrscht, ebenso stark zur literarischen Betätigung, wie das nur irgend eine andere Sprache tut. Wenn ich dann im Hauslehrer die Faustsage, bei der ich zwei Jahre früher unterbrochen war, weiter und zu Ende erzählte, so habe ich es nicht zum letzten deswegen getan, weil der Stoff selbst, den ich seit zwanzig Jahren mit mir herumwälzte, mich zu dieser Gestaltung zwang.

In der Vorrede zu dieser Faustsage, die ja später auch als Buch erschienen ist, wurde zum erstenmal das Wort „Altersmundart“ gebraucht. Allerdings kann man diese Darstellung der Faustsage noch weniger Kindermundart nennen wie meine ganze andere Hauslehrerschriftstellerei. Denn meine ältesten Töchter, an die ich mich bei dieser Erzählung wandte, waren inzwischen auch zwei Jahre älter geworden und ihre Sprache glich durchaus schon der Erwachsenen Sprechsprache des ganzen deutschen Volkes, was freilich meine Kritiker, die Feinde der Kindermundart, nicht abhielt zürnend zu fragen: „Warum lacht man B. Otto nicht aus, wenn er den ‚Faust‘ in der Sprache der Gasse erzählt?“

Aber dann sind wir im Hauslehrer wirklich noch einen Schritt weitergekommen, den letzten, den es zu tun galt. Seit Jahren schon haben wir dort die reine Kindermundart in die Literatur gebracht. Das war aber schon nicht mehr mein Werk, das war schon Werk der Kinder selbst. Und ich habe wenig mehr Verdienst daran, als daß ich es geschehen ließ und, was allerdings nicht ganz

leicht und nicht ohne Aufregungen war, vor der Öffentlichkeit verteidigte.

Ich muß auch hier noch genau erzählen, wie es gekommen ist, denn die Leute, die jetzt immer noch über Kindermundart aburteilen, haben gar keine Ahnung davon, nach wie sorgfältiger Überlegung wir es erst gewagt haben, diese Sachen in die Literatur einzuführen. Und unter den vielen Gegengründen, die wir immer noch jetzt zu hören und zu lesen bekommen, sind nicht wenige, die wir uns selbst gleich im Anfang sehr ernstlich nach allen Richtungen hin überlegt haben, so daß in theoretischen Aufsätzen von uns nun doch schon recht oft auf jeden einzelnen hingewiesen worden ist.

Wie ich im Hauslehrer über alle möglichen wissenschaftlichen politischen und wirtschaftlichen Dinge mit meinen Lesern sprach, als ob ich mit meinen Kindern spräche — es sollten ja dadurch Eltern und Lehrer lernen, mit ihren Kindern ebenso zu sprechen — so gab es doch auch mancherlei, selbst von der Faustsage abgesehen, was einfach erzählt werden mußte. Freilich ist ja ein Erzählen ohne Erklären überhaupt unmöglich. Ja das Erzählen ist, genau betrachtet, selbst schon eine Art des Erklärens. Aber gerade in politischen Artikeln, die doch immer die Geschichte berücksichtigen müssen, geht es ohne Erzählung niemals ab. Aber auch abseits davon kamen wir auf allerhand Sachen, die des Erzählens wert waren. Ganz besonders waren es Sagenstoffe, und von denen wieder ganz besonders solche, die schon irgendwie in unserer klassischen Dichtung behandelt worden

waren. Das ergab sich aus der ganzen Natur der Hauslehrerschriftsteller und unserer Erziehungsart. Die Kinder hören von den klassischen Dichtern, lesen ihre Werke, verstehen nicht alles was sie lesen und fragen danach. Dann muß erklärt werden. Und wenn die Erklärung ungeschickt gemacht wird, dann zerstören wir für das fragende Kind das Kunstwerk. Von dieser Erfahrung ist ja die pädagogische Literatur unserer Zeit übervoll. Nichts findet man häufiger als den Jammer, daß die Freude an der ganzen Literatur, die in der Schule behandelt wird, eben durch die Schule, durch ihre Weise, die Dichtungen zu behandeln, zerstört worden wäre.

Nun, der Aufgabe, diese Dichtungen zu erklären, kann sich der Erzieher unter keinen Umständen entziehen, wenn er, wie wir, das unbedingte Fragerecht der Kinder anerkennt. Und da war mir schon früher, schon aus dem Prinzip der Isolierung der Schwierigkeiten heraus, der Gedanke gekommen, die Erklärung dem Kunstwerk vorangehen zu lassen. Ich hatte das mündlich schon vor Jahren so gemacht: die Sage erzählt, die in irgendeiner Ballade behandelt ist, und dann erst die Ballade vorgelesen und registriert. Ich habe immer gefunden, daß die Wirkung des Dichtwerkes auf Kinder dann ganz erheblich stärker war, als wenn die zum großen Teil unverständlichen Balladen unmittelbar an die Kinder herangebracht wurden. Freilich, sagen andere dagegen, man solle den Kindern das Dichtwerk erst dann bringen, wenn sie ohne weiteres alles darin verstehen. Mir scheint immer, Leute, die das sagen, kennen

weder die Kinder noch unser deutsches Volk überhaupt, sonst würden sie wissen, daß sie mit diesem Ausspruch den größten Teil unserer klassischen Dichtung für alle Zeit den Kindern und dem Volke verschließen. Wir sprachen schon oben gelegentlich davon, als vom zweiten Teil des Faust die Rede war. Im übrigen kann ich aber für die Berechtigung meines Verfahrens, Dichtwerke in schlichter Erzählsprache neu zu gestalten, keinen geringeren Eideshelfer anführen, als Wolfgang Goethe. Er selber hat gesagt, der eigentliche Gehalt an einem Dichtwerk sei doch das, was davon übrig bliebe, wenn man es in Prosa wiedergäbe. Und eben das war, nach der Meinung der Gegner, der Fehler, den die Kindermundart beging, als sie in das literarische Leben eintrat.

Ich hatte also vor, eine Anzahl der Sagen, die in der unserer Jugend zugänglichen klassischen Dichtung behandelt werden, zunächst einmal in meiner Hauslehrersprache, also in der der Kindermundart angepaßten Sprache, die ich mit Kindern spreche, wiederzugeben. Wie das gedacht war, das zeigt das einzige Stück, das dabei zur Ausführung gekommen ist: Die Sage vom Erlkönig, die zuerst im Hauslehrer, dann im „Vorlesebuch“ \*) gedruckt ist. Die Sage ist da so erzählt, als ob es keinen Goetheschen Erlkönig gäbe. Nur zum Schluß ist gesagt, daß Goethe dieselbe Sage in einer Ballade dargestellt hat. Und dennoch enthält die Erzählung die vollständigste Interpretation des Goetheschen Erlkönigs,

---

\*) Leipzig, R. G. Lh. Schaffer.

die für ein Kind gegeben werden kann. Das ist ganz naturgemäß und zeigt, wie derartige Sachen anzufangen sind. Wenn man dem Kind irgend eine solche Sage erzählt — und man läßt ihm dabei irgendetwas unklar erscheinen, man packt die Dinge nicht so an, wie das Kind selbst sie anzupacken pflegt, dann unterbricht das Kind die Erzählung durch Fragen, wenn es nämlich, wie das bei uns natürlich ist, das Fragerecht hat. Wenn ich also eine solche Erzählung drucken lasse, wo die Frage des Kindes nicht mehr auf die endgültige Gestaltung einwirken kann, dann muß ich alles das vorausgewußt haben, was das Kind fragen konnte, und die Antwort auf alle diese möglichen Fragen muß in die Erzählung verflochten sein. Genug, es sind da nur auf die Erzählung all dieselben Grundsätze angewendet, die für jeden einzelnen Hauslehrerartikel, auch für die über politische, nationalökonomische und philosophische Dinge gelten. Die Hauptsache ist, daß schließlich doch wieder eine organische Einheit zustande kommt, und darüber kann sich ja jeder sowohl bei der Sage vom Erlkönig wie bei der Sage vom Doktor Heinrich Faust überzeugen, wenn er die Erzählungen vorurteilsfrei liest. Freilich ist das für die große Mehrzahl unserer Kritiker einstweilen noch zu viel gefordert.

Denn gegen dieses Verfahren hat sich die Kritik ganz besonders heftig aufgelehnt. Und die Gründe, mit denen sie das getan hat, sind für uns hier jetzt um deswillen interessant, weil sie die schroffste Formulierung dessen bedeuten, was wir hier schon über die Anbetung der Literatursprache gesagt haben. Nach dem Dogma dieser Kritik hat

nämlich die anerkannte klassische Literatur die Wirkung, daß sie jeden Erzählstoff, jeden Märchenstoff, jeden Sagenstoff, der seit Jahrtausenden im Volke gelebt haben mag, seit Jahrtausenden von Eltern oder Großeltern den Kindern erzählt worden ist, so wie nur jedem Erzähler die Sage ins Gedächtnis und die Worte in den Mund kamen, und der sich so nicht nur ewig lebendig, sondern bisher ewig jung erhalten hat, daß sie den totschlägt und versteinert in dem Augenblick, wo ein klassischer Dichter einen Stoff wie die Faustsage oder den Erbkönig sich aneignet, um ein unsterbliches Meisterwerk der Kunst daraus zu machen; in diesem Augenblick ist dieser Stoff aus dem lebendigen Leben des Volkes entfernt, niemand darf sich erlauben in seiner eigenen Sprache und mit seinen eigenen Worten, so wie er den Stoff gefühlt, ihn wieder zu erzählen. In slavischer Anbetung dürfen nur die Worte wiederholt werden, die der Meister der Kunst gebraucht hat; in slavischer Wiederholung dürfen nur ganz streng dieselben Vorstellungsfolgen innegehalten werden, die der Meister angeordnet hat. Wer es doch noch wagt, diesen Stoff selbständig zu empfinden und ihn selbständig zu gestalten und in Worte zu fassen, der ist ein Tempelschänder, der verlästert die Heiligtümer der Nation, und er verdient nichts anderes als das Hohn- und Gelächter der Kritik und der gesamten gebildeten Menschheit.

Es hat doch wohl selten im Leben der Menschen einen so slavischen Götzendienst gegeben wie diesen, und ich meine, die Meisterwerke unserer klassischen Literatur haben es eigentlich gar nicht verdient, so zu Götzenbildern und Fetischen

hinabgewürdigt zu werden. Aber die große Menge unserer gebildeten Lesewelt denkt wirklich so. Und dadurch ist bisher das Urteil dieser Lesewelt über das, was bisher an Kindesmundartliteratur besteht, festgelegt. Wenn dies Buch leistet, was es leisten soll, dann wird es wenigstens einen Teil des gebildeten Publikums veranlassen, über diese Sache einmal selber nachzudenken und seine Stellung zur Literatur und zur eigenen Sprechsprache auf das eigene Urteil zu gründen und nicht mehr mechanisch das vorgespochene oder gelesene Urteil der Literaturanbieter nachzusprechen.

Es sind dann im Hauslehrer noch sehr viel mehr Sagen und Märchen erzählt worden und werden noch immer erzählt. Aber nicht mehr von mir. Ich wollte gerade von den antiken Sagen die zu erzählen beginnen, die am meisten in unser Volk, wenigstens in den lesenden Teil eingedrungen ist, und die mir auch am liebsten war, die Odyssee; da aber bat mich meine älteste Tochter, ob sie die nicht erzählen dürfte. Nun, ich lehnte das keineswegs ab. Ich hatte schon vorher manches aus den Aufzeichnungen meiner Kinder, besonders Tagebuchaufzeichnungen, im Hauslehrer gedruckt, weshalb nicht auch einmal eine Erzählung? Ich gab also meine Genehmigung etwa in der Weise, wie jeder Herausgeber einer Zeitschrift einen Mitarbeiter engagiert. Er behält sich dabei doch meistens vor, jeden einzelnen Artikel daraufhin zu prüfen, ob er ihn aufnehmen will oder nicht. Und dann glaubte ich auch damals noch das Recht zu haben, als Redakteur zu ändern, was nicht „in den Ton des Blattes“ einstimmt. Ich habe wirklich von dieser her-



könntlichen Redakteurbefugnis in den allerersten Hauslehrerjahren mitunter Gebrauch gemacht. Ich habe größere Stellen, ja einmal fast einen ganzen Aufsatz aus der Sprache des Mitarbeiters, der sich bemüht hatte, Sprechsprache zu schreiben, so umgearbeitet, daß einigermaßen wirkliche Sprechsprache, wenigstens meine Sprechsprache dabei herauskam . . . Das, was ich jetzt gleich erzählen werde, wird zugleich mit erklären, warum ich dieses ganze Verfahren gänzlich aufgegeben habe und jetzt jeden Mitarbeiter reden lasse, wie er selber wirklich reden kann, oder vielmehr, wie er es versteht, seine eigene Rede schriftlich zu fixieren.

Ich habe in meinem Leben sehr viel redaktionell gearbeitet. Einige Jahre an einer Zeitung, mehr als ein Jahrzehnt an Brockhaus' Konversationslexikon, und das ist eine Arbeit, bei der man das Redigieren lernt. Aber ich habe doch selten mit solcher Aufregung und solchen Skrupeln und Gewissensbissen gearbeitet, wie bei der Durchsicht der ersten Manuskripte meiner ältesten Tochter. Und erst bei dieser redaktionellen Arbeit habe ich all das abgetan, worin die Gegner der Kindermundart jetzt noch immer befangen sind.

Das, was meine Tochter schrieb, war sehr viel mehr Kindermundart als alles, was ich je geschrieben hatte. Und das war natürlich. Wie es mir selbst in meiner Jugend gegangen ist, habe ich erzählt; meine Tochter aber war mit vier nur wenig jüngeren Geschwistern zusammen aufgewachsen, hatte immer mit denen in ihrer Sprache verkehrt und war schließlich die Erzählerin, besonders Märchenerzählerin nicht nur ihrer Geschwister, sondern aller Gespielen geworden.

Sie hatte außerdem sehr viel gelesen, und beherrschte daher auch die Schriftsprache für die schriftliche Darstellung, und wenn es galt, mit Erwachsenen zu reden, auch für die mündliche durchaus. Ich hatte sie also meistens nur in dieser „gebildeten“ Sprache gehört und alles, was ich von ihr gelesen hatte, war auch schriftdeutsch. Sie hatte auch wohl selbst bis dahin niemals etwas anderes geschrieben. Nun aber für den Hauslehrer fing sie an wirklich so zu schreiben, wie sie sprach, und ich lernte diese ganze Sprache erst aus diesen Niederschriften kennen. Es war vieles darin, was mir vollkommen fremd war, was ich niemals gehört hatte; vieles, was nach meinem ersten Gefühl — dem seit etlichen Jahrzehnten literarisch geschulten Gefühl — unmöglich gedruckt werden konnte. Ich setzte also die Redaktionsfeder an und strich den bedenklichen Ausdruck weg, um ihn durch einen minder bedenklichen, immerhin aber auch der Sprechsprache entnommenen Ausdruck zu ersetzen. Genug, ich beging, wenn auch nicht ganz in demselben Grade, denselben Fehler, den ich oben an meinen Kritikern getadelt habe.

Aber ich beging diesen Fehler niemals leichten Herzens. Schon beim Hineinkorrigieren selbst kam es mir vor, als ob die Sache doch nicht so recht stimmen wollte. Ich führte aber meine Arbeit zu Ende und las dann, wie es sich für einen gewissenhaften Redakteur ziemt, das Ganze noch einmal durch, um zu sehen, ob nun auch etwas Brauchbares daraus geworden wäre. Aber dabei ging es mir sehr unangenehm . . . Denn nun empfand ich es immer deutlicher, daß keine meiner Korrekturen mit dem Ton des Ganzen

stimmte. Überall, wo eine Korrektur war, gab es nun eine Dissonanz. ~~Und so blieb nach~~ längerem Hin- und Herdenken und Hin- und Herprobieren des Klanges schließlich nichts weiter übrig, als daß ich die eine oder die andere Korrektur wegstrich, dann gab die erst geänderte und nun wieder hergestellte Erzählung an dieser Stelle eine vollständige Harmonie. Und so ging es schließlich einer Korrektur nach der anderen. Jede einzelne wurde nach langen schweren Bedenken wieder weggestrichen, und schließlich sah die Arbeit genau so aus, wie sie ausgesehen hatte, als ich die Redaktionsfeder in die Hand nahm, nur daß allerhand zwischen die Zeilen geschrieben und dann wieder weggestrichen war und einzelne Stellen durchstrichen und wieder unterpunktirt waren.

Das ist nicht bei einer, sondern bei etlichen Arbeiten meiner Tochter so gegangen. Ich habe den ganzen Sturm der Entrüstung, den diese Erzählungen erregten, nicht nur vorausgesehen, sondern, wie ich es oben geschildert habe, wenigstens als Redakteur einigermaßen selber empfunden. All das Entsetzen über die „und da“, über das „tot machen“, über das „kaput“ und wer weiß was noch. Aber schließlich habe ich mir — auch als Redakteur — gesagt, die Sprache, in der erzählt ist, und das, was erzählt ist, sind aus einem Guß. Man kann nichts wegnehmen, nichts hinzutun, ohne den Zusammenhang und den Klang des Ganzen zu zerstören.

Ich meine, jeder, der sich über Kindermundart ein Urteil bilden will, müßte es mit einer Anzahl solcher Erzählungen in Kindermundart ebenso machen. Und wenn er

dabei eine solche Erzählung schließlich beim erstenmal mit der Überzeugung aus der Hand legt: „Nein, es geht doch nicht, es ist zu sehr gegen alles literarische Gewissen,“ dann möge er ruhig eine geraume Zeit verstreichen lassen, ehe er die Arbeit wieder in die Hand nimmt, aber dazwischen möge er achten auf die Art, wie er selber spricht, wie die gebildeten Erwachsenen sprechen und wie die Kinder sprechen, die in seine Nähe kommen; namentlich aber wie die Kinder sprechen, wenn sie ganz unter sich sind und womöglich gar nicht ahnen, daß irgendein Erwachsener zuhört, und dann möge er das, was er die Kinder sprechen hört, mit redaktioneller Aufmerksamkeit daraufhin untersuchen, ob sich das, was die Kinder gemeint haben, treffender ausdrücken läßt als mit den Worten, die sie gebraucht haben. Wer das nur eine Zeitlang wirklich fertig bekommt, der sieht ein, daß es gar nicht möglich ist, prägnanter und treffender zu sprechen, als das Kind es tut, so daß schließlich auch für das Himmelreich der Sprachkunst das gilt, was von einem andern Himmelreich gesagt ist: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“

Und wer dann nach solchen Zwischenarbeiten zur Prüfung der Erzählung in Kindermundart zurückkehrt, dem wird es ebenso gehen, wie es mir gegangen ist. Er wird sich schließlich sagen: Das ist so, das lebt in allen seinen Teilen, davon darf man so wenig etwas herausnehmen, wie aus irgendeinem anderen Lebewesen. Und er wird sich ferner sagen, das, was hier erzählt ist, könnte nicht anschaulicher und treffender erzählt werden, als es hier geschehen ist.

Seit der Hauslehrer besteht, hat man nun doch schon an sehr vielen Orten, zum Teil sogar, ohne etwas vom Hauslehrer zu wissen, mehr und mehr gelernt, auf die künstlerische Bedeutung der Kindermundart zu achten; daß Kinder so lebendig und in ihrer kindlichen Form so formvollendet erzählen, wie kaum je ein Erwachsener, das habe ich doch schon von vielen gehört. Es ist also schon recht oft beobachtet worden. Nur wenn es nun gilt, dieses Erzählte niederzuschreiben, nur dann kommt den Beurteilern immer noch das anerzogene literarische Gewissen in die Quere. Und dann kommen solche Wunderlichkeiten zutage wie die, daß man doch zum mindesten das „rein“ und „raus“ durch das literarisch gebilligte „herein“ und „heraus“ ersetzen müsse. Es sind das Dinge, über die sich gar nicht diskutieren läßt. Gewiß, es gibt Fälle, in denen man auch in der Sprechsprache ruhig „heraus“ sagen kann. Ich selbst sage es oft genug, und ebensooft wie ich es sage findet es sich auch in meinen Hauslehrerartikeln, aber in den meisten Fällen ist es eben — ich möchte sagen *musikalisch* unmöglich. Es stört den ganzen Zusammenklang, die ganze sprachliche Wirkung der Erzählung, wenn das lebendige „raus“ durch das literarisch angehauchte, gehobene „heraus“ ersetzt wird.

Aber die ihr literarisches Gewissen auf die eben geschilderte Weise ganz und gar nicht beschwichtigen können, denen kann ich noch einen anderen Rat geben. Das ist der: Die gedruckte Kindermundartliteratur, also die Altersmundartbeilagen des Hauslehrers so in die Hand zu nehmen, wie sie einen mittelhochdeutschen oder einen angelsächsischen Text

in die Hand nehmen, und zunächst gar nicht einmal daran zu denken, ob das, was da steht, nicht auch anders heißen könnte, sondern lediglich die Sprache mit den Augen des Sprachforschers anzusehen, also mit der immer wiederholten Frage: Welche Wörter kommen vor, welche Formen nehmen diese Wörter an, in welcher Weise sind sie zu Sätzen zusammengefügt, in welcher Weise sind die Sätze aneinandergereiht und schließlich, welches ist der Vorstellungsengang der einzelnen Erzählung? Leute, die literarisch zu arbeiten gewohnt sind, werden auf diese Weise vielleicht am besten in die Kindermundart hineinkommen. Und daß das so ist, und daß ich von vornherein wußte, daß es so ist, das ist auch einer der Hauptgründe gewesen, weswegen ich die Kindermundart in die Literatur gebracht habe.

Denn dagegen gab es schließlich noch ein anderes Bedenken. Wir haben bisher im Hauptteil dieses Buches immer nur die Bedenken der Leute zu widerlegen gesucht, die da meinen, daß die Literatur durch die Kindermundart geschädigt werden könnte. Daneben gibt es auch sehr ernste Bedenken, ob nicht die Kindermundart durch die Literatur geschädigt werden kann. Die Sprachentwicklung der der Völker, meint man, sei durch die Literatur nachweisbar gehemmt worden. Wie rückständig die Literatur der Sprachentwicklung gegenüber ist, das kann man ganz besonders an der französischen und englischen Rechtschreibung sehen, die um viele Jahrhunderte hinter der Sprachentwicklung zurückgeblieben ist, so daß Schrift und Sprache hier vollkommen inkongruent geworden sind. So könnte die Druck-

schrift auch für die Kindermundart als retardierendes Moment auftreten. Mir ist wenigstens diese Befürchtung gelegentlich ausgesprochen worden, und ich bin meiner selbst nicht ganz sicher, ob ich sie nicht zuzeiten auch gehegt habe. Wenn das der Fall gewesen ist, so war es zu der Zeit, wo ich selber mit dem Plan umging, die Kindersprache in der eben angedeuteten Weise grammatikalisch und lexikographisch zu behandeln. Ich wollte das natürlich nicht, wie ich es soeben dem literarisch geschulten Leser geraten habe, für mich selber tun, um mich in Kindermundart hineinzuarbeiten, denn das hatte ich ja nicht mehr nötig, ich wollte eine Art Lehrbuch, einen Leitfaden schreiben, aus dem Erwachsene die Kindermundart lernen könnten, und da mag mich auch wohl der Gedanke geschreckt haben, daß die Leute, die die Kindermundart auf diese Weise erlernt hätten, das, was sie gelernt hätten, doch nun wieder als neue schriftsprachliche Normen ansehen würden, so daß sie wohl gar ein Kind, das anders spräche, als im Kindermundartleitfaden vermerkt war, wegen fehlerhaften Sprechens der Kindermundart zurechtgewiesen hätten. Das wäre natürlich eine Absurdität, denn das Sprechende Kind hat mit seiner Sprache immer recht, selbst dann, wenn wir glauben, daß wir einen grammatikalischen oder logischen Fehler oder Mißverständnisse anderer Art nachweisen können. Die Sprache des Kindes entspricht ganz genau seiner Weise, die Welt und diese einzelnen Dinge, über die es grade spricht, zu betrachten. Denn beides ist ein und dasselbe. Wenn das Kind nach einigen Wochen oder nach einigen Tagen

anders spricht, so hat es eben inzwischen sein Weltbild um etwas geändert.

Für jeden Psychologen ist es eine vollkommene Absurdität, wenn behauptet wird, das Sprachverständnis der Kinder reiche viel weiter als seine Fähigkeit, sich auszudrücken. Gewiß, das Kind, mit dem wir sprechen, ist in sehr vielen Fällen überzeugt, uns verstanden zu haben und versichert uns das vollkommen wahrheitsgemäß auf unsere Fragen. Es hat auch genau so viel davon verstanden, wie seiner augenblicklichen Geistesausbildung gemäß ist, und mehr verstehen wir alle weder von dem, was die Mitmenschen reden, noch von der Welt überhaupt. Aber die einzige Art und Weise, wie das Kind sich vor sich selbst darüber ausweisen kann, was es wirklich verstanden hat, ist die eigene schöpferische Sprachgestaltung dessen, was es herausgehört hat. Also was das Kind nicht sprachlich wiedergeben kann, ja alles, was wir alle nicht sprachlich wiedergeben können, das hat das Kind, das haben wir alle eben nicht verstanden.

Grade darüber kann ich aus eigenster Erfahrung mitreden. Es ist mir ja, wie ich schon oben sagte, bei Gestaltung der Hauslehrerartikel hunderte von Malen so gegangen, daß ich Sachen, die ich durchaus verstanden zu haben glaubte, vollständig umdenken mußte, um sie für den Hauslehrer sprachlich zu gestalten, und dabei eben merkte ich, daß ich sie bisher noch ganz und gar nicht verstanden hatte. Gewiß gibt es manches, das überhaupt nicht verstanden, überhaupt nicht in Worte gefaßt werden



kann, aber das kann aus dieser Diskussion vollkommen ausschneiden, weil das für die Kinder nicht wesentlich mehr und nicht wesentlich Anderes ist als für uns Erwachsene und selbst für uns literarisch Gebildete auch.

Dahin gehört auch, was man ganz besonders gegen den Satz eingewendet hat: daß ganz kleine Kinder, lange ehe sie sprechen können, schon eine ganze Menge verstehen, eine Wahrheit, die niemand weniger leugnen wird als ich. Nur meine ich, daß es ein vollkommener Fehlschluß ist, wenn man dieses Verständnis der Kinder als ein Wortverständnis, ein grammatikalisches auffaßt. Davon kann, scheint mir, gar keine Rede sein. Ich rede hier wirklich nicht nach allgemeinen Theorien ins Blaue hinein. Auch von diesen Dingen habe ich die allerunmittelbarste und allerlebendigste Erfahrung, weil ich an meine Kinder schon herankam mit der aus Steinhals Buch gewonnenen Überzeugung, daß man vom allerkleinsten Kinde am allermeisten lernen könne. Und schon für das allerkleinste Kind gilt ganz dasselbe, was für Kinder im späteren Alter und für Erwachsene gilt. Den Gradmesser des Verständnisses, den man für diese Kinder oder Erwachsenen hat, sieht man am besten an dem Interesse, das die Kinder dem Beobachtenden entgegenbringen. Es handelt sich dabei ja niemals um reine Beobachtung, sondern vor allen Dingen um geistigen Verkehr. Und nur der verkehrt gerne mit uns, auf dessen Weise wir richtig einzugehen verstehen. Und da nun ein Verständnis des menschlichen Seelenlebens sich wirklich nicht auf einzelne Altersstufen beschränken kann,

sondern die gesamte Entwicklung dieses Seelenlebens umfassen muß wie doch auch der kein Gärtner wäre, der nur mit Früchten oder nur mit erwachsenen Pflanzen Bescheid wüßte, und wie man von einem Landwirt verlangt, daß er Roggen vom Weizen unterscheiden kann, wenn die ersten grünen Halmchen aus der Erde hervorsehen — so bin ich auch immer der Meinung gewesen, daß niemand als Pädagog angesehen werden sollte, der es nicht versteht, ein ganz kleines Kind zu warten und zu unterhalten. Ich habe daher diese Kunst auch reichlich geübt und kann sachkundig darüber mitreden.

Aber die psychologischen Ergebnisse dieses Verfahrens habe ich schon oben angedeutet: das Kind versteht uns, lange ehe es sprechen kann, so vollkommen, wie wir nur wünschen können. Es versteht, wenn wir freudig, wenn wir traurig, wenn wir ernst, wenn wir lustig scheinen wollen. Es versteht auch unzweifelhaft den Klang von Wörtern, aber — wohlgemerkt — den Klang; das Musikalische am Wort, nicht die Artikulation und vor allen Dingen nicht das Begriffliche: das kommt erst viel später durch Zerpflücken und Wiederezusammenfügen hinein. Und den Fortgang dieses begrifflichen Verständnisses kann man bis ins einzelne hinein beobachten in der Entwicklung der kindlichen Sprache. Ansätze zu solchen Beobachtungen sind ja auch schon, wie gesagt, vielfach vorhanden. Daß es nur der Klang ist, das kann man experimentell dadurch beweisen, daß Wörter von ganz ähnlichem Klang, wenn auch mit anderer Bedeutung, genau dieselben Dienste tun.

Ich möchte übrigens auf eine Erscheinung aufmerksam machen, die dem Leser Gelegenheit zur Selbstbeobachtung geben könnte; und erst durch Interpretation aus der Selbstbeobachtung lernen wir ja das Geistesleben unserer Mitmenschen, auch der kleinen Kinder verstehen. Viele Leser werden öfter einmal auf Kneipabenden Lieder nach dem Kommersbuch mitgesungen haben, vielleicht auch stellenweise mit großer Erregung und Begeisterung. Sie werden sich dabei erinnern können, daß sie bei den Liedern, die sie nicht vorher kannten, an manchen Stellen gar nicht auf Sinn und Inhalt der Worte und Sätze achteten, sondern nur gelegentlich einmal von irgendeiner Wendung auch inhaltlich stark gepackt wurden und dann eben die Erregung oder Begeisterung besonders stark spürten. Man kann sich das auch noch weiter daran klar machen, daß es einem von manchen dieser Lieder schwer wurde, auf Verlangen den Inhalt und den Gedankengang zu wiederholen. Selbst bei solchen ist das nicht immer ohne weiteres möglich, die man durch öfteres Singen auswendig oder fast auswendig gelernt hat. Man muß sie sich zum Zweck dieser begrifflichen Bearbeitung ganz besonders noch einmal hersagen, Beweis genug dafür, daß man diese begriffliche Bearbeitung niemals vollzogen hat. Ich wurde auf diese Tatsache schon als junger Student einmal beim Goetheschen ergo hibamus aufmerksam, als ein mitanwesender gelehrter Professor uns und besonders mich, der ich mit großer Begeisterung mitgesungen hatte, nach dem „cantis ex est“ fragte, was denn das Lied nun eigentlich bedeute und was das für ein gött-

liches Bildnis wäre, von dem da die Rede sei. Ich erinnere mich genau, daß ich innerlich über die Frage ein wenig entrüstet war: es war eine profane Störung der Begeisterung; und ich war froh, daß ein älterer Student mir die Beantwortung wegnahm. Er sagte allerdings auch nur: Dabei könne jeder sich denken, was er wolle.

Aber hier haben wir doch den typischen Fall, daß Leute, die sich auf ihren Bildungsgrad schon recht viel zugute tun und die den Wert begrifflicher Bearbeitung der Welt sehr wohl zu schätzen wissen, doch gelegentlich sich am musikalischen Gehalt der Sprache genügen lassen. Um so weniger kann man diese Möglichkeit bei ganz kleinen Kindern leugnen, denen am begrifflichen Gehalt nur sehr wenig oder gar nichts liegen kann.

Ich meine nun, hierher gehören alle die Fälle, in denen man wahrgenommen hat, daß das Sprachverständnis der Kinder viel weiter geht als ihre Fähigkeit der sprachlichen Gestaltung. Derartige Sachen werden wir später auch durch psychologische Experimente untersuchen können. Wer die Kindermundart und speziell die Mundart der Kinder, um die es sich dabei handelt, ganz sicher beherrschte, könnte in der Dichtung, um die es sich bei dem Versuch handelte, ganz genau das herauserkennen, was diesen Kindern noch unverständlich ist. Und er könnte dann diese Wörter oder halben oder ganzen Sätze durch andere, den Kindern ebenfalls ihrer Bedeutung nach noch unbekanntere Wörter, aber von ganz ähnlichem Klang, ersetzen und zwar so, daß für einen, der der Dichtung mit vollkommenem Wortverständnis

folgt, richtiger unverfälschter Bildsinn herauskäme, das heißt immer, wenn in der auf diese Weise verunstalteten Dichtung das dem Kinde durchweg Verständliche unverändert geblieben wäre. Wenn man nun diesem Kinde das auf diese Weise verunstaltete Kunstwerk in demselben Tonfall und mit derselben Gefühlsregung vorläse, mit der man es vorher zum wirklichen Verständnis des richtigen Dichtwerkes geführt zu haben glaubt, dann wird man noch genau dieselben Wirkungen beim Kinde spüren. Es wird auch dieses gänzlich verunstaltete Gedicht mit genau derselben Begeisterung hinnehmen.

Daß nun ein solches Verständnis unserer klassischen Dichtwerke etwas wäre, das man pädagogisch erstreben müßte, das scheint mir doch nicht so unbedingt ausgemacht. Aber nur dann, wenn man auch dieses als richtiges Verständnis gelten läßt, nur dann kann man behaupten, daß das Kind viel mehr versteht, als es sprachlich zu gestalten vermag. Sonst ist, wie gesagt, der einzige Gradmesser für das Verständnis des Kindes, für das Verständnis des Menschen überhaupt seine Fähigkeit, das Vernommene irgendwie gestaltend wiederzugeben. Nur nebenbei möchte ich bemerken, daß auch das Wort „gestalten“ hier streng zu nehmen und nicht etwa auf die Sprache zu beschränken ist. Wer etwa die Schilderung eines Gegenstandes, einer Maschine, eines Geräts zwar mit Worten nicht verständlich wiedergeben, wohl aber durch eine Zeichnung oder durch eine Modellierarbeit in Ton oder Plastilin zur Anschauung bringen kann, der hat sie natürlich auch verstanden.

Ich habe diesen Einwurf mit solcher Ausführlichkeit behandeln müssen, weil man auch damit die ganze Kindermundartliteratur hat totschiagen wollen. Man glaubte das Kind zu berauben, wenn man ihm diese Dinge, die es selbst noch nicht wiedergeben kann, vorenthielte. Ich habe nun nie etwas dagegen gehabt, daß das Kind gelegentlich auch solche Sachen liest, die es nur zum Theil versteht. Ich habe auch niemals etwas dagegen gehabt, wenn die Kinder zur Schundlektüre griffen. Wir alle sind sehr oft genöthigt, das eine oder das andere zu tun. Es gibt keine Zeitungsnummer, in der nicht auch für den Gelehrtesten unter uns das eine oder das andere unverständlich wäre, zum mindesten beim ersten Lesen unverständlich und erst durch längere Bemühungen entzifferbar. Und erst recht müßten wir auf jede Lektüre verzichten, wenn wir uns streng vornähmen, niemals Schund zu lesen. Aber ich meine, es kann nicht Aufgabe des Pädagogen sein, solche Schundlektüre für die Kinder besonders herzustellen. Und ebensowenig kann es Aufgabe des Pädagogen sein, Lektüre, die dem Kinde zum großen Theil unverständlich ist, herzustellen oder, wenn sie schon vorhanden ist, dem Kinde aufzundtügen. Wohl-gemerkt, nur gegen das Aufndtigen sträube ich mich. Daß das Kind gezwungen werden soll, auf irgendein klassisches Meisterwerk aufzumerken, wohl gar es auswendig zu lernen, weil nach der Meinung des Lehrers jedes Kind dieses Alters grade dieses Werk schon verstehen muß, dagegen erhebe ich entschieden Einspruch. Denn ich habe immer gefunden, daß der Gedankengang des Lehrers dann

die Neigung hat, so weiter zu gehen: Wenn jedes Kind dieses Alters dieses Kunstwert verstehen muß und dieses oder jenes einzelne Kind es nun nicht versteht, so ist das ein strafwürdiges Verhalten dieses Kindes, das zuerst mit milderen und dann bei andauernder Hartnäckigkeit mit strengeren Mitteln der Schulzucht bekämpft werden muß. Und ich meine, damit ist ausgesprochen, wie es möglich geworden ist, daß einem großen Teil unserer Schuljugend ein großer Teil unserer klassischen Dichtung vollständig verkehlt worden ist.

Also ich halte an der Forderung fest, daß man niemals von einem Kinde das Verständnis für irgend etwas als sittliche Pflicht, als Gehorsamspflicht verlangen darf, ebensowenig wie man von einem Kinde geregeltes Wachstum oder gesunde Verdauung als Gehorsamspflicht fordern kann. Und wenn es einzelnen Kindern so geht, daß sie nach dem Genuß einer bestimmten Speise regelmäßig starke Verdauungsstörungen bekommen, so würde ich das nicht als Anlaß nehmen, das Kind wegen dieses hartnäckigen Ungehorsams zu bestrafen, sondern ich würde es nicht mehr nötigen, diese Speise zu essen, selbst auf die Gefahr hin, daß das von Geschwistern oder Spielkameraden als eine Bevorzugung angesehen würde. Also in all diesen Dingen nicht aufnötigen, sondern beobachten. Aber mit Ernst und Strenge gegen sich selbst beobachten. Denn leider wird vielfach Strenge gegen das Kind aus dem Grunde gefordert, weil es dem Erzieher zu unbequem ist, Strenge gegen sich selbst zu üben. Und ich glaube über-

haupt, daß der ganze Satz, das Wortverständnis der Kinder reiche viel weiter als seine sprachliche Wiedergabe, seinen lebhaften Beifall um deswillen findet, weil er den Pädagogen über viele mangelhafte Leistungen hinwegtäuschen kann. Er braucht sich, wenn er dem Satz huldigt, nur vom Kind bestätigen zu lassen, daß es verstanden habe, dann hat er seiner Erklärungspflicht vollkommen genügt, während wir andern ihr erst dann genügt zu haben glauben, wenn das Kind durch eigene Vorstellungsgestaltung sein wirkliches Verständnis aufzeigt.

Nun ist allerdings zugegeben, daß der Lehrer einen sehr schweren Beruf hat und daß ihm Erleichterungen wohl zu gönnen sind. Nur dürfen diese Erleichterungen nicht auf Kosten der Kindheit gehen. Und das muß doch wohl von dem eben bekämpften Satz gesagt werden.

Aber um gerecht zu sein, müssen wir doch eins hinzufügen. Der Satz hat, so sehr wir ihn auch bekämpfen müssen, doch ursprünglich wohl eine gute Wirkung gehabt, weil er etwas noch Schlimmeres wenn nicht ganz beseitigte so doch einschränkte. Die aller schlimmste Behandlung, die man der Kinderseele zufügen kann, ist die, daß man ihr den Anschein des Verständnisses aufzwingt, wo ein wirkliches Verständnis nicht zu erreichen ist. Das geschieht dadurch, daß man nach dem Verständnis immer in bestimmter Weise fragt und, da das Kind auf die richtige Antwort naturgemäß nicht verfallen kann, ihm diese Antwort fertig formuliert übergibt und sie von dem Kinde „auswendig lernen“ läßt. Das heißt dem Kinde die Lüge direkt auf-



ndtigen. Denn sich so zu benehmen und so zu sprechen, als ob man die Sache verstanden habe, und doch die Sache nicht verstanden haben, das ist doch unzweifelhaft eine Art — und zwar nicht die gefahrloseste Art — der Lüge. Da nun von der Schule verlangt wurde, daß sie bei den Kindern mancherlei Verständnis hervorbrächte, das gänzlich außerhalb des Kindervermögens liegt, so war es eine Art von Erbsung, daß die Lehrer durch den oben angeführten Satz sich vortäuschen konnten, sie hätten dies Verständnis erreicht, ohne daß dem Kinde die auswendig zu erlernende Antwort aufgedrängt worden wäre . . .

Wir müssen aber weiter gehen und verlangen, daß in Zukunft keinerlei solche Anforderungen mehr an die Schule gestellt werden. Auch dazu soll das Studium der Kindermundart helfen. Es gibt keinen Menschen, der solche Anforderungen an die Schule und an die Kinder stellte, wie wir sie hier bekämpfen, wenn er wirklich ein klares Bild davon hätte, was er damit für ungeheuren Schaden anrichten kann. Und dieses klare Bild wird in Zukunft die Kenntnis der Kindermundart auch allen denen geben, die bei der Gestaltung unseres Unterrichtswesens mitzubestimmen haben.



## Schluß.

Was bisher erreicht ist und was noch erreicht werden kann.

Die Literatur in Kindermundart ist also jetzt da. Weisheitigen läßt sie sich keinesfalls mehr; ignorieren nur noch sehr schwer. Das ist das Verdienst, das der „Hauslehrer“ für sich in Anspruch nehmen kann. Der Leser wird aus der vorstehenden Schilderung ersehen haben, daß ich nicht auf das Verdienst Anspruch erheben darf, diese Literatur geschaffen zu haben; sie ist eigentlich ganz von selbst unter meinen Händen erwachsen; stellenweise sogar ein wenig gegen meinen Willen und vor allem gegen mein literarisches Gewissen. Ich hatte in ihr nur ein pädagogisches Hilfsmittel gesehen und hatte es als solches nach besten Kräften verwendet. Aber die Kindermundart war stärker als ich. Sie ließ sich nicht nur als Mittel verwenden, sie zeigte ihr selbständiges Leben.

Daß ich das noch etwas früher erkannte, als das bei den vielen Widerständen, die ich in mir selber fand und die

ich geschildert habe, wahrscheinlich war, das verdanke ich wiederum nicht in erster Linie mir selbst, sondern dem „Charon“, in den ich von Rudolf Pannwitz eingeführt wurde und der mich dann unter Otto zur Kindes Leitung gelehrt hat noch anders, noch entschiedener über Sprachkunst zu denken, als ich das lediglich auf Grund eigener Beobachtungen getan hätte. Gewiß, ich war ja selbst auf dem Wege zu dieser Erkenntnis, denn das Wichtigste ist doch schließlich, daß man jedem Menschenleben in all seinen Äußerungen selbständigen Wert zuerkennt, daß man es durchaus verwirft, jedes solche menschliche Wesen nach Normen, die wo anders hergenommen sind, gewaltsam zu modeln auf die Gefahr hin, es zu verstümmeln. Aber irgendeinen Vergleich einer Kindermundarterzählung mit einem anerkannten Dichtwerke hätte ich auf eigene Hand doch nie gewagt. Ja ich hätte über dieses Wertverhältnis überhaupt kaum jemals nachgedacht. Es ist wohl möglich, daß ich ohne den „Charon“ niemals gewagt haben würde, öffentlich von der Schönheit der Kindermundart zu reden, wie ich denn ja auch meine Meinung, daß jedes neugeborene Kind schön ist und daß man nur lernen muß, das zu sehen, bisher sorgsam für mich behalten habe, da es kaum einen Zweck hat, Ansichten auszusprechen, von denen man vorher weiß, daß sie fast von niemandem geteilt werden. Also daß den Altersmundarterzählungen vom „Charon“ künstlerischer Wert beigemessen wurde, das war für mich doch eine sehr dankenswerte Ermutigung. Außerlich freilich konnten „Hauslehrer“ und „Charon“ einander gegenseitig sehr wenig

helfen, ganz abgesehen davon, daß sie auf ganz verschiedenen Gebieten tätig sind. Denn der Widerstand der Kritik und des Publikums war gegen den „Charon“ fast noch stärker als gegen den Hauslehrer und gegen die Kindermundart. Aber innerlich und sachlich muß es der Kindermundart zugute kommen, wenn die Weltauffassung, ich möchte lieber sagen das Weltgefühl des „Charon“ in das literarische Publikum eindringt; daß niemand für seine Dichtung sich Normen von außen aufzwingen lassen darf, sondern daß die Normen seiner eigenen Dichtung im Innern eines jeden selbst liegen und daß seine Dichtungen nur dann echt sind, wenn sie die Harmonien seines eigenen Gefühlslebens sind. Das sind Wahrheiten, die doch wohl noch nie so unerbittlich gelehrt worden sind wie im Charon. Wer ihnen aber anhängt, der kann unmdglich auf die Dauer Gegner der Kindermundart sein.

Inzwischen war schon, eh ich mit dem Charon bekannt wurde, etwas in dem Hauslehrer erwachsen, das fast schon mehr den Charonprinzipien als den Hauslehrergrundsätzen entsprach. Ich erzählte, wie meine Tochter Helene Otto mich abgeldst hatte in der Darstellung der Sagenstoffe. Ich habe auch geschildert, wie die ganze äußere Darstellungsart, die Sprache, ganz und gar Kindermundart wurde und wie ich das nach langem Gewissenskampfe aus strenger Überzeugung heraus geschehen lassen mußte. Ich habe aber noch nicht gesagt, daß damit auch der pädagogische Zweck der Erzählungen, den ich ursprünglich im Auge gehabt hatte, beiseite gestellt wurde. Helene Ottos Sagen

und Märchen im Hauslehrer haben nicht mehr den ausgesprochenen Zweck auf die Lektüre einer bestimmten klassischen Dichtung vorzubereiten. Sie befassen sich nur noch mit der Sage selbst und mit den Kindern, denen sie erzählt wird. Ich hatte ursprünglich die Absicht gehabt, alle den Kindern noch unverständliche Ausdrücke, die in einer solchen Dichtung vorkamen, in der Kindesmundartlichen Darstellung nach dem Prinzip der Isolierung der Schwierigkeiten genau so, wie ich es in den politischen Artikeln und in Fürst Bismarcks Lebenswerk gemacht hatte, aufzulösen. Meine Tochter war davon unterrichtet und hat es im Anfang auch versucht. Einzelne Spuren davon finden sich noch in den Sagen und Märchen. Aber bald empfand sie das als einen Zwang, der dem Stoff oder den Hörern angetan wurde, und fragte, ob sie nicht ohne Rücksicht auf diese unverständlichen Ausdrücke schreiben dürfe. Ich mußte das zugestehen. Und dadurch erst entstand nun eine wirklich vollkommen freie Literatur in verschiedenen Altersmundarten der Kinder. Denn es ist manches im Hauslehrer etwa in der Sprache der Achtjährigen, manches in der Sprache der Zehnjährigen erzählt. Ursprünglich war es auch durch Überschriften für Achtjährige und für Zehnjährige besonders kenntlich gemacht. Das haben wir aufgegeben, weil es das Verständnis und das Hineinarbeiten den Eltern erschwerte. Es wird im Hauslehrer zunächst einmal angestrebt, daß die Eltern sich wirklich vom Vorhandensein der Kindermundart überzeugen und davon überzeugen, daß in Kindermundart auch eine lesbare Literatur hergestellt werden kann. Und das ist ja

in recht weitem Umfange gelungen. Auch die Befürchtung, die gelegentlich gestreift wurde, daß nämlich die Kindermundart in der literarischen Fixierung erstarren könnte, hat sich als gänzlich unbegründet erwiesen. Wir bekommen aus verschiedenen Teilen Deutschlands öfter einmal Zuschriften, in denen über diese oder jene Ausdrucksweise Klage geführt wird; so spreche man doch nicht und so spräche ganz besonders die Kinder nicht. Da ist denn eben in diesen Orten die Altersmundart der Kinder durch die Ortsmundart der Erwachsenen etwas anderweitig beeinflusst. Und sobald sich uns nur die Gelegenheit bietet, bringen wir dann auch Kindermundart aus diesen Gegenden. Ganz besonders ist das geschehen mit der Münchener Mundart, von der Münchener Lehrer uns köstliche Proben geliefert haben. Allerdings ist die Zahl derer, die reine Altersmundart schreiben können, noch sehr gering. Auch Kinder können es leider nur in Ausnahmefällen, da sie durchweg nach unseren vom schlimmsten Schriftdeutsch durchseuchten Fibeln lesen gelernt haben, und da ihnen die Erinnerung daran doch immer wieder gelegentlich in den Sinn kommt, wenn sie selber schreiben. Doch haben wir auch von Kindern ganz prächtige Niederschriften schon erzielt. Und ganz unabhängig von uns haben es zum Beispiel die Bremer Lehrer auch getan, so daß auch da die allerwillkommensten Ansätze zum Weiterstudium der Kindermundart gegeben sind.

Das Hauptthemnis der Verbreitung ist schon eben wieder angedeutet worden durch einen Ausdruck, an dem viele Leser sicherlich Anstoß genommen haben. Ich meine

das Wort „von der Schriftsprache durchseucht“. Es ist nämlich wirklich der Frankhafte Teil der Schriftsprache, der zum Widerstand gegen die Anerkennung der Sprechsprache und der Kindermundart führt und dessen Beseitigung daher nicht nur der Sprechsprache und der Kindermundart, sondern der Schriftsprache selbst zugute kommen würde. Dabei sind übrigens gänzlich unabhängig von unseren Bestrebungen und zum Teil auch lange, ehe wir zuerst an die Öffentlichkeit traten, andere tüchtige Werkmeister der Reinigung an der Arbeit. Ich meine besonders **Wustmann**, der die ungeheure Leistung vollbracht hat, wirklich einen großen Teil unserer Literatur von einzelnen Krankheits-symptomen zu befreien. Ich nenne da die Fürwörter „derselbe“ und „welcher“ und das edle Zahlwort „der letztere“. Dieses dritte Wort ist eine Mißbildung schlechthin, die beiden anderen werden es, wenn man sie am unrichtigen Ort braucht, wie es die Schriftsprache vor zwanzig Jahren durchweg zu tun pflegte.

**Wustmann** ist es auch, der zuerst auf eine Tatsache von ganz entscheidender Wichtigkeit hingewiesen hat, die eigentlich so bekannt sein sollte, daß ihre Erwähnung als größte Trivialität erscheint, und deren Wirkung trotzdem überaus paradox ist, nämlich auf die Tatsache, daß vollkommen gleich gedruckte Wörter ganz ungeheuerlich verschiedenen Klangwert haben können. Ich will **Wustmanns** eigenes Beispiel dafür anführen. Ich selbst würde als Gymnasiast noch ganz unbedenklich einen Satz so angefangen haben: „Diejenigen, welche die Kindermundart stu-

dieren wollen“ usw. Buxmann erklärt mit Recht das „diejenige, welche“ als scheußlich und schreibt unbedenklich: Die, die die Kindermundart studieren wollen usw. Und den Leuten, die das für eine unerträgliche Häufung desselben Wortes erklären, setzt Buxmann auseinander, daß es sich um drei ganz verschiedene Klänge handelt, die nur wegen der Unvollkommenheit unserer Schrift auf dem Papier vollkommen gleich aussehen.

Nun genug, daselbe gilt für das vielgescholtene „und“ und „und da“ der Kindermundart. Es hat ganz außerordentlich viele Klangverschiedenheiten. Und ganz besonders wird es nicht etwa als aus zwei Worten bestehend empfunden, wie es Leute, die die Kindermundart durch Vorlesen lächerlich zu machen suchen, gern karikiert hervorbringen, sondern es ist ein ganz tonloses Bindewort, das man eigentlich unta schreiben sollte. Wer Gymnasialbildung hat, sollte sich über die Häufigkeit des „und da“ überhaupt schon um deswillen nicht aufregen, weil im Griechischen das klangähnliche da mindestens ebensooft vorkommt, sogar bei den größten griechischen Schriftsprachkünstlern, ohne daß jemals ein klassischer Philologe das als unerträgliche Wiederholungshäufung verurteilt hätte. Und ich sage nun nur: was der griechischen Sprache recht ist, das ist der deutschen Kindermundart billig. Laßt ihr die eine gewähren, ohne euch über die häufige Wiederholung aufzuregen, weshalb wollt ihr der andern daselbe Recht streitig machen?

Freilich, wer Buxmann kennt, wird sofort bei der Erwähnung seines Namens sich gesagt haben, daß vielerlei in



diesem Buch — und nun gar erst im Hauslehrer — von Wustmann ebenso schroff verurteilt werden würde, wie „derjenige, welcher“ und „letztere“. Gleich der Gebrauch des Fürwortes „sich“ im vorigen Satze, dann etwa der Gebrauch des Eigenschaftswortes „Goetheschen“ statt des von Wustmann allein als richtig erklärten „Goethischen“. Ich sehe auch da meine Richtschnur in der wirklich gesprochenen Sprache. Es kommt einem wirklich vor, daß man erst gegen Ende des Satzes merkt, daß man ein Wort mit „sich“ gebrauchen muß, da kann man's dann eben erst sagen. Und wie ich einmal gesprochen habe — denn ich schreibe ja lange nicht mehr, sondern *s p r e c h e* nur noch, was gedruckt wird — das kann ich doch hinterher nicht abändern, ohne zu fälschen. Und das meine ich, oder vielmehr *b e h a u p t e* ich nach meinen Beobachtungen, daß die Sprechsprache die Abtheilungsilbe „isch“ überhaupt nicht mehr kennt, sondern dafür nur den Laut *s c h*. In gesprochener Sprache habe ich nur die Wahl zwischen „Goethscher“ und „Goethescher“ Sprache, und da muß ich das zweite wählen, da das erste von niemandem verstanden würde. Gewiß ist das ein bißchen Pedanterie; aber eine solche, die wirklich in unsere gesprochene Sprache eingedrungen ist. Wir sind allmählich gewöhnt worden, es mit den *N a m e n* sehr genau zu nehmen.

Die Vernachlässigung der Klangverschiedenheiten, auf die Wustmann so energisch hingewiesen hat, ist überhaupt einer der schlimmsten Fehler unserer Schriftsprache. Wenn es gelänge, musikalische Schriftzeichen etwa in der Weise der hebräischen Psalmenakzente in unsere Schriftsprache ein-

zuföhren, so daß man die Modulation, die der Sprechende gewollt hat, aus der Druckschrift erkennen könnte, dann wäre sehr viel geholfen. In der genauen Aufzeichnung der Artikulation, die unsere gewöhnliche Schriftsprache ja eigentlich noch vollständig vermissen läßt, ist auf wissenschaftlichem Wege neuerdings schon sehr viel geschehen. Man hat mit großer Sorgfalt alle Laute wissenschaftlich aufnehmen und durch besondere Zeichen wiedergeben lassen. Aber auf die Klangverschiedenheiten eines auf ganz dieselbe Weise artikulierten Lautes ist, soviel ich weiß, bisher noch nirgends gebührend Rücksicht genommen.

Das hat nun den Nachteil, daß für die Schrift vieles um deswillen als unmdglich erscheint, weil es sehr leicht durch falsche Betonung falsch gelesen werden kann. Aber noch anderes kommt hinzu. Man mag manches nicht gedruckt sehen, woran man beim Hören gar keinen Anstoß nimmt. Dazu rechne ich ganz besonders die Wortwiederholungen, deren Vermeidung zu den allerschlimmsten Sünden der Schriftsprache geführt hat. Die Sprechsprache und besonders die Kindermundart nennt, wie gesagt, jedes Ding beim rechten Namen, und wenn sechsmal hintereinander ein Esel vorkommt, so nennt sie ihn sechsmal hintereinander einen Esel. Die Schriftsprache müßte mindestens den zweiten Esel durch ein Brautier, den dritten durch ein Langohr usw. ersetzen, selbst wenn die graue Farbe oder die langen Ohren mit der ganzen Erzählung oder doch mit dem Sag, in dem grade dieses Wort vorkommt, ganz und gar nichts zu tun hätten, lediglih aus dem Bedürfnis des Variierens heraus:

„Wortwiederholungen müssen unter allen Umständen vermieden werden.“ Und — in der Gewandtheit, mit der man die Wortwiederholung vermeidet, zeigt man ja auch seine Belesenheit, seine Bildung. Ich weiß heute noch, wie stolz ich als Sekundaner und Primaner darauf war, daß ich weder beim Schreiben noch beim Sprechen jemals um eine variierende Wendung in Verlegenheit kam. Daß dabei im besten Falle geistreichelnde Ziererei, im schlimmeren Bildsinn heraus kommt, das kümmerte mich damals ebenso wenig, wie es jetzt die Mehrzahl derer kümmert, die sich des Schriftdeutschen bedienen. Ja, ich muß offen sagen, mir steckt die Gewohnheit des Variierens noch jetzt so im Blut, daß ich mich öfter zwingen muß, denselben Ausdruck noch einmal zu gebrauchen, während ich schon im Begriff gewesen war, zu variieren, das heißt in solchen Fällen ein Wort zu gebrauchen, das etwas ganz Ähnliches, aber doch nicht ganz dasselbe bezeichnet, was ich meinte. Aus dem Bedürfnis des Variierens in Verbindung mit der Belesenheit und der Viel- und Schnelleserei ist auch das ungeheuerer Bilderelend unserer Sprache entstanden, die ja „unentwegt“ „abweichende Standpunkte“ „vertritt“ und „aufrecht erhält“ und „gewichtige Gesichtspunkte nachdrücklich hervorhebt“. Ich rate jedem, der sich über die Unterschiede der Kindermundart und der Schriftsprache unterrichten will, sich ein kleines Museum der Bilder anzulegen, die er in schriftsprachlichen Darstellungen findet. Er bekommt dann rasch einen Blick dafür, und nach nicht allzu langer Zeit ergibt das eine Sammlung, mit der man jede Gesellschaft eine gute Weile im Lachen erhalten kann.

Im übrigen: die Schriftsprache ist der Versuch, unserer natürlichen Sprache ein Festgewand anzulegen. Und sie ist daher, wenn man sie von den schlimmsten Krankheitserscheinungen befreit, bei festlichen Gelegenheiten, etwa bei feierlichen Reden, bei Urkunden, die von der staunenden Nachwelt gelesen werden sollen oder ähnlichen Anlässen durchaus nicht zu unterschätzen. Sie ist auch nicht zu unterschätzen als Sprache der Wissenschaft, da sie sich zur Verarbeitung willkürlich geschaffener Termini ganz vortrefflich eignet, jedenfalls viel mehr als die Sprechsprache. Und so lange man noch so selten etwas schreiben und drucken ließ, wie vor hundert und etlichen Jahren, da war es vielleicht noch angemessen, sich dabei immer der Sprache im Festtagsgewand zu bedienen. Aber wenn wir jetzt schon unseren kleinen zehnjährigen Jungen diese festliche Sprache aufzwingen wollen, dann können wir sie ebenso gut nütigen, immer im Frack, Zylinder, weißer Halsbinde und weißen Glattehandschuhen herumzulaufen. Dann entspräche das Aussehen des Körpers dem Aussehen des Geistes, das wir von dem Kinde verlangen.

Ich denke, wir sind über die Zeiten hinaus, in denen man nur die Lebensäußerungen im Festgewand als wertvoll gelten ließ. Wir kennen jetzt den Wert des täglichen Lebens, der schlichten täglichen Arbeit; wir schämen uns des Arbeitskleides nicht mehr; so sollten wir also auch aufhören, uns unserer Sprache zu schämen, die doch einen der wichtigsten Teile unseres ganzen Seelenlebens darstellt. Wir haben es wirklich auch in dieser Hinsicht nicht nötig, anders

scheinen zu wollen als wir sind. Und vor allen Dingen sollten wir nicht die Kinder zwingen ein Wesen zu heucheln, das selbst wir Erwachsenen nur mit Mühe zu heucheln imstande sind. Lassen wir das Kind sprechen, wie es spricht; betrachten wir es je nach der Art, wie wir uns zu der Welt im ganzen stellen, als Geschöpf Gottes oder als Naturerscheinung und bemühen wir uns, erst einmal es kennen zu lernen, ehe wir daran herumpfuschen; und bilden wir uns nicht immer ein, daß wir alles besser machen könnten, was die Natur oder was der liebe Gott unserer Meinung nach verpfuscht hätte.

Das ist es also, was das Studium der Kindermundart uns geben wird: Die Achtung vor der Kindheit, und damit vor der Menschheit. Denn auch das bleibt unbedingt wahr: von allem, was die Menschheit erstrebt, er-müht und erarbeitet, ist von wesentlichem Wert doch nur das, was in die Kindheit hinüberstrahlt und was von der Kindheit neu erschaffen und dargestellt wird. Das ist auch eine Deutung des gewaltigen Wortes: So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.



[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

**E. Schulze & Co., S. m. b. H., Gräfenhainichen**

Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag,  
Berlin W. 30, Münchenerstraße 8.

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)  
**Bibliothek der praktischen Lebenskunde.**

Band I

William Thompson:

## Von den geheimen Kräften in uns.

Preis geheftet M. 1.50, gebunden M. 2.—.

Aus dem Inhalt:

I. Der Begriff vom neuen Menschen. — II. Auf Irrwegen. — III. Bis in die tiefe Finsternis. — IV. Die Suggestion. — V. Der Hypnotismus. — VI. Das Unterbewußtsein. — VII. Die Störung unseres Gedächtnisses.

Band II.

William Thompson:

## Empor zu Erwerb und Vermögen.

Preis geheftet M. 1.50, gebunden M. 2.80.

Aus dem Inhalt:

Höhen und Tiefen. — Was ist Glück? — Vom Wollen und Denken. — Die Individualität. — Von Strebern und Strebsamen. — Bedenkliche Instinkte. — Ein zureichendes Kapital. — Das Ideal. — Gefährliche Kosten. — Grundlagen zur Selbständigkeit. — Der verkehrte Beruf. — Die Macht des Willens. — Unser Egoismus. — Der Menschenkenner. — Arten der Keilame. — Die vorzeitige Heirat.

Band III.

William Thompson:

## Wir und die Menschen um uns.

Preis geheftet M. 1.50, gebunden M. 2.80.

Aus dem Inhalt:

Der Egoismus des Volkes. — Die Motive der Gegnerschaften. — Das richtige Verstehen. — Der Phlegmatiker. — Der Schlichter. — Der Aufschneider. — Der neue Mensch. — Die persönlichen Interessen. — Ein Teil der Lebensklugheit. — Die Selbstbeherrschung. — Der Wille des Kindes. — Im Verkehr mit Frauen.

Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag,  
Berlin W. 30, Münchenerstraße 8.

www.libtool.com.cn  
**Über den Erfolg.**

Von **Henry Edward Jost.**

3 Teile in 2 Bänden. Preis M. 80.—.  
Lurus-Ausgabe Preis M. 45.—.

Aus dem reichen Inhalt sei hier angeführt:

Über den persönlichen Erfolg im Verkehr. — Über den Erfolg im Beruf. — Inwiefern persönliche Erfolge durch Erregung des Widerspruchsgelstes herbeigeführt werden. — Der Erfolg des Willens. — Praktische Menschenkenntnis. — Persönliche Verteidigung. — Psychologische Grundlagen beim Menschen des wissenschaftlichen Erfolges. — Zum weltmännischen Erfolge. — Vom schauspielerischen Talente mancher Vertreter des Erfolges. — Das Wesen des Avancements. — Die Prinzipien des kaufmännischen und staatsmännischen Organisationstalentes. — Der Erfolg des Rücksichtslosen. — Der Erfolg des Tadelnden. — Der Erfolg des Unabhängigen. — Ist das Talent angeboren oder kann es erworben werden? — Worauf beruht das Talent des Erfolges? — Neuere psychologische Entdeckungen. — Das praktische Talent. — Das persönliche Talent. — Erfolg und Lebensstellung.

Eine ausführliche Broschüre „Über den Erfolg“ nebst Probebrief wird durch den Verlag sowie durch jede Buchhandlung zum Preise von M. 1.— abgegeben.

Die „Organisation“, Berlin: Es gibt Menschen, die in jeder Lebenslage und Berufsart Erfolge zu verzeichnen haben, über welche die Welt in Erstaunen gerät: praktische Genies, die, was sie auch immer beginnen, mit einer Sicherheit sondergleichen durchzuführen vermögen. Worauf beruhen die Fähigkeiten dieser Leute? — Gar manches, was zu dem Siegeslauf der Großen in Gegenwart und Vergangenheit beigetragen hat, beruht auf im Kern einfachen Prinzipien. Jost, dessen interessante Ausführungen „Über die beste Art geistig zu arbeiten“ und „Über Gedächtnisbildung“ ihm früher bereits zahlreiche Anhänger schufen, hat es unternommen, die oft rätselhaften Arbeitsgeheimnisse der Erfolgreichen unter die Lupe zu bringen, um das Resultat seiner Forschungen in verständlicher Form, in ausgereiften Anregungen, in praktischen Hinweisen niederzulegen.

**Volksausgabe** □ **Über den Erfolg.**  
Gebunden M. 10.—.



Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag,  
Berlin W. 30, Münchenerstraße 8.

www.libtool.com.cn  
Kollektion Henry Edward Jost:

## Über die beste Art geistig zu arbeiten:

Band I. Über die beste Art geistig zu arbeiten.	Band III. Über die beste Art Kunstwerke zu betrachten.
Band II. Über die beste Art Musik anzuhören.	Band IV. Über Gedächtnisbildung.

Band V.

Der Magnetismus in Wissenschaft und Kirche.

Band I—IV geh. je M. 1.50, gebunden M. 2.50.

" V " " 2.—, " " 3.—.

Prof. Dr. E. Menge, Jena, schreibt in der literarischen Beilage zur L.-Z. f. Thür. u. Mitteldeutschland 1904: „Zu den von Schubert aufgezählten sehr empfehlenswerten Büchern möchte ich die Kollegen ganz besonders auf die Schriften von Henry Edward Jost „Über die beste Art geistig zu arbeiten“ aufmerksam machen. Eine eingehende Besprechung dieser hochinteressanten und lehrreichen Abhandlungen behalte ich mir für später vor.“

## Geistig arbeiten und Erfolg.

Bibliothek Goetz-Jahn Bd. I—IV.

Herausgegeben von Emil Musafia, M. A., Prof. Dr. Fr. Jos. Goetz-Wien Prof. Dr. Wilh. Jahn.

Band I. Wie fördern wir unsere mentale u. psychische Arbeitsfähigkeit? Von Emil Musafia M. A.	Band III. Wie erleichtern wir unsere geistigen Arbeiten? Von Prof. Dr. Franz Josef Goetz-Wien.
Band II. Wie sollen wir die modernen Weltssprachen erlernen? Von Prof. Dr. Franz Josef Goetz-Wien.	Band IV. Geistig arbeiten und Erfolg. Von Prof. Dr. Wilh. Jahn.

Preis dieser 4 Bände zusammen geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag,  
Berlin W. 30, Münchenerstraße 8.

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)  
**Geistiges Training.**

Von Dr. Raph. Eug. Kirchner.  
Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

## Schlummernde Fähigkeiten und Geheime Seelenkräfte.

Von Dr. Raph. Eug. Kirchner.  
Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—.

**Damurger Fremdenblatt:** Der Verfasser qualifiziert sich als ein außerordentlich scharfer Beobachter. Nichts Menschliches ist ihm fremd, und darum sind seine Ratschläge, die oft von verblüffender Einfachheit sind, für jeden sofort einleuchtend. Fast ausnahmslos empfindet man bei ihnen, daß die richtige Befolgung zum Ziele führen muß. — Das durch seine ausgezeichneten Ratschläge eine durchaus wertvolle Lektüre gewährende Buch „Geistiges Training“ kann jedem aufs angelegentlichste empfohlen werden.

## Über die geistige Ermüdung der Schüler.

Von Hans Leifer.

Preis M. —.75.

## Grundzüge der Pädagogik.

Von Hans Leifer. — Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Aus der Inhaltsübersicht:

**Physische Erziehung:** Das organische Leben des Leibes. — Förderung des Anstandes. — Pflege des Ordnungssinnes. — Die Entwicklung zur leiblichen Tüchtigkeit.

**Organisation der Intelligenz:** Die theoretischen Sinne. — Die praktischen Sinne. — Der Gefühlsinn. — Verhältnis der Intelligenz zum Leibe. — Lehre vom Bewußtsein. — Entfaltung der Verstaltungen. — Das Gedächtnis. — Die Einbildungskraft.

**Die Entwicklung des Verstandes:** Erkenntnis. — Das Denken. — Der Verstand. — Das Gefühl. — Die Temperamente. — Ästhetik. — Die Triebe. — Das Begehren. — Die Neigung. — Der Wille. — Der Charakter. — Die Individualität.  
**Die moralische Erziehung:** Die moralische Kraft. — Der Ehrtrieb. — Der Gehorsam. — Die Mittel der Erziehung. — Die Strafen. — Die Verhütung sittlicher Laster — Verkehr der Geschlechter. — Menschenkenntnis. — Der erziehlige Unterricht.

Marg. M. Zeppler:

## Menschenkultur.

Anregungen zur Stärkung und Veredelung nationaler Kraft durch zielbewußte Mithilfe gebildeter Frauen.

Geheftet M. 1.50, gebunden M. 2.50.

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

To avoid fine, this book should be returned on  
or before the date last stamped below

10M-8-40

AUG 4 1948  
MAY 1 1948

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

370.21.21

091

370.21 .091  
Kindeemundart.

C.1

Stanford University Libraries



3 6105 033 338 091

134006

**BASEMENT**

LIBRARY, SCHOOL OF EDUCATION

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

**Modern-Paedagogischer und  
o Psychologischer Verlag o  
Berlin W. 30, Münchenerstr. 8**